This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577500 1

Fabeln und Parabeln

in

Auswahl

von

G. E. Lessing, A. G. Meißner und F. A. Krummacher.

London, bei J. H. Bohte,
königlich-auswärtiger Buchhändler;
Gedruckt bei G. Schulze, 13, Poland-Street, Oxford-Street.

1820.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
B 62756
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1900.

Inhalt.

Fabeln, von G. E. Lessing.

		Seite
1	Der Fuchs	1
2	Herkules	1
3	Die junge Schwalbe	2
4	Der Wolf und der Schäfer	2
5	Der Löwe und der Hase	3
6	Die Grille und die Nachtigall	3
7	Die Esel	4
8	Der Geizige	4
9	Der Fuchs und der Tiger	5
10	Der Wolf auf dem Todtbette	5
11	Die Schwalbe	6
12	Der Schäfer und die Nachtigall	6
13	Der Knabe und die Schlange	7
14	Der Rabe und der Fuchs	8
15	Das Schaf	8
16	Der Geist des Salomo	9
17	Zeus und das Schaf	10
18	Zeus und das Pferd	10
19	Die Wohlthäter	12
20	Der Rangstreit der Thiere	12

Fabeln, von A. G. Meißner.

1	Der Fuchs und der Rabe	14
2	Die Maus und die Schnecke	14
3	Der Löwe, der Esel und die Wölfe	15
4	Das Schaf und der Hirsch	15
5	Der Wolf, der Bär und der Mensch	16
6	Die Hasen und die Frösche	18
7	Der Esel, der zu Markte geführt wird	19
8	Die Raupe	20
9	Die zwei Reisenden und der Geldbeutel	21
10	Der Storch unter anderem Geflügel	21
11	Die zwei Sperlinge	22
12	Die Schwalbe und die andern Vögel	23

Parabeln, von F. A. Krummacher.

		Seite
1	Abrahams Tod	25
2	Die kleine Wohlthäterin	26
3	Die Rose	26
4	Der Apfel	27
5	Die Schutzwehr	28
6	Sokrates und Kritias	29
7	Der Bach	30
8	Das bittere Blümchen	31
9	Der Blinde	31
10	Die Pfirsiche	32
11	Der Hirt von Thekoa	33
12	Polykarpus	35
13	Hannah und Sulamith	36
14	Das Rothkehlchen	38
15	Das Gleichniß Noah	39
16	Das Thiergefecht	41
17	Kephas	42
18	Das Wunder	43
19	Die Rose und die Lilie	45
20	Der Tempel zu Memphis	46
21	Alcibiades und Sokrates	47
22	Das Schöne	49
23	Die Lilie und die Lehre des Herrn	51
24	Die Samenkörner	51
25	Hasael	53
26	Die Schäfchen	55
27	Der Rhein	56
28	Das Kornfeld	58
29	Die Freundschaft	59
30	Tod und Schlaf	61
31	Die Rosenknospe	62
32	Die Biene und der Schmetterling	64
33	Die Nachtigall	66
34	Aesopus	68
35	Der Tulpenbaum	70
36	Das heimathliche Licht	72
37	Die Lieblingsblumen	74
38	Der Bienenstand	77
39	Der Wein	79
40	Die Spinne	81
41	Der Frühling	83
42	Thamyris	86
43	Die Linden	88

Erſter Abſchnitt.

Fabeln,

von

G. E. Leſſing.

I. — Der Fuchs.

Ein verfolgter Fuchs rettete ſich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herab zu kommen, ergriff er einen nahen Dornenſtrauch. Er ließ ſich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen ſchmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu ſchaden!

II. — Herkules.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er ſeinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerſt. Der ganze Himmel und Juno erſtaunte darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegneſt du ſo vorzüglich? Ja, ihr ſelbſt; erwiederte Herkules. Nur ihre Verfolgungen ſind es, die mir zu

den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdienet habe.

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward versöhnt.

III. — Die junge Schwalbe.

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geschäftigen Ameisen. Wir sammeln Vorrath auf den Winter; war die geschwinde Antwort.

Das ist klug, sagte die Schwalbe; das will ich auch thun. Und sogleich fieng sie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen.

Aber wozu soll das? fragte endlich ihre Mutter. „Wozu? „Vorrath auf den bösen Winter, liebe Mutter; sammle doch „auch! Die Ameisen haben mich diese Vorsicht gelehrt.“

O laß den irdischen Ameisen diese kleine Klugheit, versetzte die Alte; was sich für sie schickt, schickt sich nicht für bessere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes Schicksal bestimmt. Wenn der reiche Sommer sich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieser Reise entschlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfnisse rasten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erwecket.

IV. — Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam, seine Kondolenz abzustatten.

Schäfer, sprach er, ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Heerde gekommen? Die liebe, fromme, fette Heerde! Du dauerst mich, und ich möchte blutige Thränen weinen.

Habe Dank, Meister Isegrim; versetzte der Schäfer. Ich sehe du hast ein sehr mitleidiges Herz.

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, so oft er unter dem Unglück seines Nächsten selbst leidet.

V. — Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner nähern Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß auch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir große Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erwecket. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

VI. — Die Grille und die Nachtigall.

Ich versichere dich, sagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Gesange gar nicht an Bewunderern fehlt. — Nenne mir sie doch, sprach die Nachtigall. — Die arbeitsamen Schnitter, versetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen, und daß diese die nützlichsten Leute in der menschlichen Republik sind, das wirst du doch nicht leugnen wollen?

Das will ich nicht leugnen, sagte die Nachtigall; aber deswegen darfst du auf ihren Beifall nicht stolz seyn. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit haben, müssen ja wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde dir also ja nichts eher

auf dein Lied ein, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauschet.

VII. — Die Esel.

Die Esel beklagten sich bei dem Zeus, daß die Menschen mit ihnen zu grausam umgiengen. Unser starker Rücken, sagten sie, trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Thier erliegen müßten. Und doch wollen sie uns, durch unbarmherzige Schläge, zu einer Geschwindigkeit nöthigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu seyn, wenn sich die Menschen anders etwas böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheint, daß du uns dazu erschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursach nicht seyn.

Mein Geschöpf, antwortete Zeus ihrem Sprecher, die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit sey. Und so lange sie dieses glauben, werdet ihr geschlagen werden. — Doch ich sinne, euer Schicksal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit soll von nun an euer Theil seyn; eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten, und den Arm des Treibers ermüden.

Zeus, schrieen die Esel, du bist allzeit weise und gnädig! — Sie giengen erfreuet von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

VIII. — Der Geizige.

Ich Unglücklicher! klagte ein Geizhals seinem Nachbar. Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte,

dieſe Nacht entwendet, und einen verdammten Stein an deſſen Stelle gelegt.

Du würdeſt, antwortete ihm der Nachbar, deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir alſo ein, der Stein ſey dein Schatz; und du biſt nichts ärmer.

Wäre ich auch ſchon nichts ärmer, erwiederte der Geizhalz; iſt ein Anderer nicht um ſo viel reicher? Ein Anderer um ſo viel reicher! Ich möchte raſend werden.

IX. — Der Fuchs und der Tiger.

Deine Geſchwindigkeit und Stärke, ſagte ein Fuchs zu dem Tiger, möchte ich mir wohl wünſchen.

Und ſonſt hätte ich nichts, was dir anſtände? fragte der Tiger.

Ich wüßte nichts! — — Auch mein ſchönes Fell nicht? fuhr der Tiger fort. Es iſt ſo vielfarbig als dein Gemüth, und das Aeußere würde ſich, vortrefflich zu dem Innern ſchicken.

Eben darum, verſetzte der Fuchs, dankte ich recht ſehr dafür. Ich muß das nicht ſcheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauſchen könnte!

X. — Der Wolf auf dem Todtbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen, und ſchickte einen prüfenden Blick auf ſein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, ſagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böſes gethan; aber auch viel Gutes. Einmal, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches ſich von der Heerde verirret hatte, ſo nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieſer Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigſten Gleichgültigkeit an, obſchon ich keine ſchützende Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen; fiel ihm Freund Fuchs

der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

XI. — Die Schwalbe.

Glaubet mir, Freunde; die große Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kennet da ihren wahren Werth nicht, und ach! sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauschen.

In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein eben so tonreicher, melodischer Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einsamen Büschen zu wohnen, und da von niemand, als dem fleißigen Landmanne und der unschuldigen Schäferin gehört und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin, und zog in die Stadt. — Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach, und lernte dafür — bauen.

XII. — Der Schäfer und die Nachtigall.

Du zürnest, Liebling der Musen, über die laute Menge des parnassischen Geschmeißes? — O höre von mir, was einst die Nachtigall hören mußte.

Singe doch, liebe Nachtigall! rief ein Schäfer der Schweigenden Sängerin, an einem lieblichen Frühlingsabende, zu.

Ach! sagte die Nachtigall; die Frösche machen sich so laut, daß ich alle Lust zum Singen verliere. Höreſt du sie nicht?

Ich höre sie freilich: versetzte der Schäfer. Aber nur dein Schweigen ist Schuld, daß ich sie höre.

XIII. — Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seyd die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmann gieng, der eine, vielleicht von deinen Ureltern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte sterben.

Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie parteiisch eure Geschichtschreiber seyn müssen! Die unserigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sey wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?

Ach, schweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt.

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undank hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn, daß sie Undank statt Erkenntlichkeit einwuchern. —

XIV. — Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbei schlich, und ihm zurief: Sey mir gesegnet, Vogel des Jupiter! — Für wen siehst du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich ansehe? erwiederte der Fuchs. Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf diese Eiche herab kommt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehete Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?

Der Rabe erstaunte, und freuete sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrthum nicht bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen, und flog stolz davon.

Der Fuchs fieng das Fleisch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fieng an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

XV. — Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermälung feierte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttin. Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort und ſprach: Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute geſehen; es war ſehr betrübt, und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die ſchon gerührte Göttin.

Ich ärmſte! ſo ſprach es. Ich habe itzt weder Wolle, noch Milch; was werde ich dem Jupiter ſchenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erſcheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang mit des Hirten Gebete, der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein ſüßer Geruch, durch die Wolken. Und itzt hätte Juno die erſte Thräne geweint, wenn Thränen ein unſterbliches Auge benetzten.

XVI. — Der Geiſt des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Laſt und Hitze, ſein Feld mit eigener Hand zu pflügen, und mit eigener Hand den reinen Samen in den lockern Schooß der willigen Erde zu ſtreuen.

Auf einmal ſtand, unter dem breiten Schatten einer Linde, eine göttliche Erſcheinung vor ihm da! Der Greis ſtutzte.

Ich bin Salomo: ſagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. Was machſt du hier, Alter?

Wenn du Salomo biſt, verſetzte der Alte, wie kannſt du fragen? Du ſchickteſt mich in meiner Jugend zu der Ameiſe; ich ſah ihren Wandel, und lernte von ihr fleißig ſeyn, und ſammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch. —

Du haſt deine Lection nur halb gelernet; verſetzte der Geiſt. Geh noch einmal hin zur Ameiſe, und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen, und des Geſammelten genießen.

XVII. — Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus, und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig, und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüsten? —

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! versetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset. —

Nun was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirn pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zeus, mußt du selbst schaden können, wenn sich Andere, dir zu schaden, hüten sollen.

Müßt' ich das! seufzte das Schaf. O so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

XVIII. — Zeus und das Pferd.

Vater der Thiere und Menschen, so sprach das Pferd, und nahete sich dem Throne des Zeus; man will, ich sey eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine

Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber ſollte gleichwohl nicht noch verſchiedenes an mir zu beſſern ſeyn? —

Und was meinſt du denn, daß an dir zu beſſern ſey? Rede; ich nehme Lehre an: ſprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, ſprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger ſeyn, wenn meine Beine höher und ſchmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verſtellen; eine breitere Bruſt würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal beſtimmt haſt, deinen Liebling, den Menſchen, zu tragen, ſo könnte mir ja wohl der Sattel anerſchaffen ſeyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, verſetzte Zeus; gedulde dich einen Augenblick! Zeus, mit ernſtem Geſichte, ſprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, du verband ſich organiſirter Stoff; und plötzlich ſtand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd ſah, ſchauderte und zitterte vor entſetzendem Abſcheu.

Hier ſind höhere und ſchmächtigere Beine, ſprach Zeus; hier iſt ein langer Schwanenhals; hier iſt eine breitere Bruſt; hier iſt der anerſchaffene Sattel; willſt du, Pferd, daß ich dich ſo umbilden ſoll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; dieſes Mal ſey belehrt, ohne beſtraft zu werden. Dich deiner Vermeſſenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, ſo daure du fort, neues Geſchöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — und das Pferd erblicke dich nie ohne zu ſchaudern.

XIX. — Die Wohlthaten,
in zwei Fabeln.

I.

Hast du wohl einen größern Wohlthäter unter den Thieren, als uns? fragte die Biene den Menschen.

Ja wohl! erwiederte dieser.

"Und wen?"

Das Schaf! Denn seine Wolle ist mir nothwendig, und dein Honig ist mir nur angenehm.

II.

Und willst du noch einen Grund wissen, warum ich das Schaf für meinen größern Wohlthäter halte, als dich Biene? Das Schaf schenket mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig schenkest, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.

XX. — Der Rangstreit der Thiere,
in vier Fabeln.

I.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd, lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann desto unparteiischer seyn.

Aber hat er auch den Verstand dazu? ließ sich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war sehr weislich erinnert! sprach der Hamster.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzet.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat,

ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.

II.

Der Mensch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Mensch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seyd.

Vortrefflich! versetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht seyn, Mensch! Verlaß die Versammlung!

III.

Der Mensch entfernte sich. — Nun, sprach der höhnische Maulwurf, — (und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bei) — siehst du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht seyn kann. Der Löwe denkt wie wir.

Aber aus bessern Gründen, als ihr! sagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

IV.

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! — Und so gieng er aus der Versammlung.

Ihm folgten der weise Elephant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Werth fühlten, oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegaben, und über die zerrissene Versammlung am meisten murreten, waren — der Affe und der Esel.

Fabeln,

von

A. G. Meißner.

I. — Der Fuchs und der Rabe.

Ein Fuchs, äußerst vom Hunger gequält, lag in seiner Höhle und sah einen Raben fliegen, der sich überall ängstlich nach Raube umzusehen schien. — "Wahrscheinlich, dachte er bei sich "selbst, leiden er und ich an einer Krankheit; laßt sehen, ob "ich ihn berücken kann." Leise schlich er aus seinem Loche; streckte sich auf den Rücken, verdrehte die Augen, hielt Schweif und Füße steif, und lag da, einem Leichnam völlig gleich.

Fast hätte er den Raben getäuscht; aber noch erinnerte sich dieser zu rechter Zeit der Arglist des Fuchses; flog näher, doch behutsam, herbei, sah das Schlagen seines Herzens; hohlte sich ein Steinchen, ließ es senkrecht auf das eine Auge des Betrügers fallen, und schalt ihn: daß er so viel Blindheit, so viel Unvorsicht ihm zugetraut habe, gleichsam als ob er zu der dümmern Gattung des Vögelgeschlechts gehöre.

"Zwar hielt ich dich," war Reineckens Antwort, indem er verdrießlich wieder in seine Höhle kroch, "weder für blind, noch "dumm; aber wahrlich wärst du auch nicht der erste Kluge, "den eine Lockspeise zu beiden gemacht hätte."

II. — Die Maus und die Schnecke.

"Da danke ich schön für die Ehre, mein eigenes Haus her- "um schleppen und durch dessen Schwere so schleichen zu müs- "sen!" rief eine Maus der Schnecke zu; "Sieh mal, wie

" ſchnell ich in einer einzigen Minute den Raum überfliege, zu " deſſen Durchkriechung du ganzer Tage bedarfſt. "

Es iſt wahr, liebe Maus, gab jene zur Antwort, du biſt ſchnell. Aber Schade nur, daß dieſe Schnelligkeit die Natur dir nicht ausſchlußweiſe, ſondern auch deiner Todfeindin, der Katze, mittheilte. Wenn du oft ängſtlich vor ihr von Winkel zu Winkel flieheſt, und dich überall nach einem Schlupfloche umſchauſt — nicht wahr, dann wünſcheſt du dir auch ein eigenes Haus? dann würdeſt du gern eine kleine Unbequemlichkeit, des größeren Nutzens halber, ertragen?

III. — Der Löwe, der Eſel und die Wölfe.

Ein Löwe und ein Eſel giengen zuſammen über Land. Bald, als ſie aus einem Walde hervor ins Freie traten, erblickte der Eſel, der etwas voran gieng, einige Wölfe; erhob ſeine Stimme ſo gräßlich, als er es nur vermochte; und hoffte ſie zu verjagen. Aber ſie kannten gar wohl die Unſchädlichkeit dieſes Schreiers, ſpotteten ſeiner und machten Miene ihn anzufallen, als der Löwe hervor trat, und mit einem einzigen Blick die Räuber auf die Flucht brachte.

Sonderbar! rief der Eſel: gab mir doch alle mögliche Mühe, und vermochte nicht, was du ganz ohne Mühe vermochteſt. Woran liegt denn das? Daran ohne Zweifel, antwortete der Löwe mit Lächeln: daß dieß der kraftvolle Blick eines Löwen und jenes nur das leere Geſchrei eines ohnmächtigen Eſels war.

IV. — Das Schaf und der Hirſch.

Ein Schaf trug Verlangen, ſeine Freiheit zu erhalten, ſtahl ſich von der Heerde, ſchlüpfte in den Wald und traf da auf einen Hirſch, der verwunderungsvoll fragte: Woher es ſo ganz

allein komme? Ich ward es satt, war seine Antwort, meine Milch täglich und meine Wolle zweimal im Jahre dem Hirten hinzugeben; auch je, nachdem es ihm beliebte, in der Dunkelheit des Stalls der frischen Luft entbehren zu müssen. Nun bin ich frei und will mein Leben genießen, wie mirs gut dünkt.

" Vortrefflich, gutes Schaf! Aber wirst du es auch mit der-
" jenigen Sicherheit thun können, die unumgänglich ist, wenn
" man sich wohl befinden soll? — Hast du gar keinen Feind?"

O ja! den Wolf, den bösen Wolf!

" Und die Waffen, die du gegen ihn anzuwenden gedenkst?
" — Du schweigst, du blickst verlegen zur Erde? Armes Thier,
" ohne Hörner, ohne Krallen, ohne Gift und Stärke, nicht
" wahr, der Schäfer und sein Hund waren bis jetzt deine Ver-
" theidiger? Sieh, ich habe Geweihe und schnelle Läufe, und
" kaum schützen beide mich vor Feinden; oft schon wünschte ich
" meine furchtvolle Freiheit gegen eine gemäßigte Unterwürfig-
" keit umtauschen zu können. Soll ich dir also rathen —"

O ich weiß schon im Voraus deinen Rath! antwortete traurig das Schaf; machte sogleich sich auf den Rückweg; gesellte sich wieder zur Heerde; gab Milch und Wolle willig seinem Hirten, und war froh, auf seinem unüberlegten Ausfluge keinem Wolfe begegnet zu haben.

* * *

Die ihr immer nach Republik und Freiheit schreit, habt ihr sie auch geprüft, eure Kräfte? Oder habt ihr auch eines Hirsches nöthig, der euch daran erinnere?

V. — Der Wolf, der Bär und der Mensch.

Der Wolf begegnete dem Bär und spottete, daß er immer so gebückt sein Haupt trage. Ueberhaupt, fuhr er fort, fehlt deinem Kopfe noch etwas, was dich sehr zieren würde und was du, wenn du es recht anfiengst, immer noch bekommen könntest.

" Und was?"

Eine Art von Hörner und Geweih. Hat sie doch der Stier, der Bock, der Hirsch, das Elendsthier und hundert andere Thiere mehr, am Werth bei weiten dir nicht gleich.

" Wie sollte ichs aber anfangen, um sie zu bekommen?"

Zum Menschen gehen. Er ist kunstreich in dergleichen Arbeiten; bitte ihn, und er wird dir ganz gewiß ein stattliches Geweih verfertigen.

Der Bär glaubte es, gieng und brachte seine Worte vor. — Warum das nicht? antwortete der Mensch: Aber ganz umsonst kannst du doch meine Mühe nicht verlangen; du mußt mir etwas dagegen von deinem Leibe geben.

" Von meinem Leibe?"

Ja! aber ich will bescheiden seyn. Ich verlange keinen deiner Füße, kein Stück deines Fells, sondern bloß deine Ohren von dir.

Der dumme Bär willigte ein und gab mit verbissenem Schmerz seine Ohren hin.

Kaum war dieß geschehen, als der Mensch eine Menge anderes fürchterliches Handwerkzeug zum Vorschein brachte. — " Was ist das, " fragte der Bär wieder, " was willst du da- " mit machen?"

Dir zwei Löcher in den Kopf bohren.

" Zwei Löcher in den Kopf? Bist du toll?"

Muß ich das nicht thun? Wie soll ich sonst das Geweih befestigen?

" O ich dreidoppelter Thor!" rief der Bär und floh davon: " der ich meine schönen Ohren dahin gab, um eine eitle " Zierde zu haben, die ich nun nicht anders, als mit zerstüm- " meltem Kopfe haben kann. Verdammt sey der, der diesen " Rath gab! Und verdammt ich, der ich ihm glaubte!"

VI. — Die Hasen und die Frösche.

Die Hasen wurden einst über ihre mißliche Lage äußerst unzufrieden. — "Leben wir nicht," sprach einer von ihnen, "in "unaufhörlicher Furcht vor Menschen, Hunden, Raubthieren "und Raubvögeln? Sind wir nicht eine Beute von allen diesen, sobald und so oft es ihnen beliebt? Und ist es nicht besser, einmal für allemal zu sterben, als in einer steten Angst "zu leben, die ärger quält, als selbst der Tod."

Die Worte des Redners fanden Eingang; es ward beschlossen: daß sie sich alle, sogleich und zusammen ersäufen wollten. Ein naher Teich sollte ihr Kirchhof werden, und sie eilten alsbald spornstreichs darauf zu. Das große Geräusch ihres Laufens, und auch ihre Gestalt selbst erschreckte eine Menge Frösche, die am Ufer saßen, und jetzt aufs schnellste ins Wasser sprangen.

"Ha! was war das?" rief einer der ansehnlichsten Hasen aus: "Wie ich sehe, giebt es doch noch Geschöpfe, die sich vor "uns eben so stark, als wir vor unsern Feinden fürchten. Noch "sind also unsere Umstände so ganz verzweifelt nicht! Noch "könnten wir, dächte ich, diesen Wassertod ein wenig aufschieben!"

Ein Vorschlag, der befolgt ward, und der das Geschlecht der Hasen bis auf diesen Tag erhielt!

* * *

Auch in schweren Trübsalen laß Unzufriedenheit dich nicht hinreißen; blicke dann unter deinen Nebenmenschen umher, und du wirst gewiß einige finden, mit deren Schicksale du nicht tauschen möchtest. Mit diesen vergleiche, durch diese tröste dich!

VII. — Der Esel, der zu Markte geführt wird.

Ein alter Mann, und sein zehn- oder zwölfjähriger Knabe trieben einen Esel zum Verkauf in nächsten Städtchen, ganz gelassen vor sich her.

Aber sagt mir nur, Alter! fragte von den Vorübergehenden einer: wie könnt ihr doch so albern seyn? Ihr und euer Sohn zu Fuße? Und der unbeladene Esel geht ganz gemächlich voran! Der Alte fand, daß der Fremde Grund zum Spotte habe, setzte seinen Knaben auf den Esel, und gieng nebenher.

O über den Jungen, rief bald darauf ein Zweiter: Must du faulen Schlingel denn reiten, und deinen armen alten Vater zu Fuße gehen lassen? — Der Alte nahm schweigend den Knaben herab, und setzte sich selbst auf den Esel.

So seht mir nur den alten faulen Dieb! schrie wenige Schritte weiter ein Dritter: Sich selbst thut er gütlich auf dem Esel, und das kleine schwache Kind muß neben ihm her schleichen! Kaum, daß es noch fort kann! — Auch dem ist noch abzuhelfen, dachte der Alte, und nahm den Sohn hinter sich aufs Thier.

Ist der Esel euer? fragte einen Büchsenschuß weiter abermals ein Fremder. — "Ja wohl, Herr!" — Nun, das hätte ich doch wahrlich nicht gedacht! Sein eigenes, armes Vieh so zu überladen. — Der Alte stieg herab, und schüttelte den Kopf. "Weiß ich doch fast nicht mehr," sprach er bei sich selbst, "was ich thun soll! Wie ich auch immer es anstelle, gleich- "wohl erhalte ich Verweise. Wohlan, ich will das Letzte ver- "suchen!" — Sie banden dem Esel die Füße mit Stricken zusammen, steckten eine Stange durch, und trugen ihn so auf ihren Schultern zu Markte.

Waren sie vorher von Einzelnen ausgelacht worden, so geschah es jetzt im Allgemeinen. Ein jeder, der ihnen begegnete, spottete laut; bis endlich der alte Mann so aufgebracht ward,

daß er den Esel in den nächsten Fluß warf, und ohne Thier und Geld, aber wohl voll Verdruß nach Hause kehrte; denn er vergaß die alte weisliche Bemerkung:

Daß, wer es allen recht machen will, es gewöhnlich bei keinem trifft.

VIII. — Die Raupe.

Geduld! Geduld nur, bis ich ein Schmetterling werde, dann spotte ich aller meiner Feinde! so sprach oft eine Raupe, indem sie noch — Raupe war. Endlich kam der Zeitpunkt ihrer Verwandlung. An einem schönen Sommermorgen entstieg sie, angethan mit einem reichen goldenen Kleide, und gestärkt mit neuem Leben, ihrem finstern Grabe.

Ja, rief sie, indem sie sich selbst besah, nun bin ich mit der Natur zufrieden! Nun bin ich geborgen! Aber ach, sie irrte.

Vorhin deckte die Unscheinbare ein einziges Blatt vor manchem Feinde, selbst vor dem scharfsichtigen Insektensammler; jetzt als bunter Schmetterling schimmerte sie und glänzte, zog die Augen von hundert Verfolgern auf sich, und sah auch nur allzubald die Unmöglichkeit ein, ihnen allen zu entgehen.

Vergebens regte sie mühsam die neuen Schwingen; vergebens floh sie angstvoll von Blume zu Blume, von Ast zu Aste; die List ihrer Feinde berückte sie doch; und schon am dritten Tage steckte sie auf der tödtenden Nadel.

* * *

Schimmer und blendender Glanz sind oft Vorboten des Untergangs.

IX. — Die zwei Reisenden und der Geldbeutel.

Zwei Reisende giengen eines Weges mit einander. Plötzlich bückte sich der eine, und hob etwas auf.

Ei ſieh doch, ſprach er, da habe ich einen Geldbeutel gefunden, voll und ſchwer!

„Wenn zwei Freunde zuſammen wandern,“ fiel der andere ein, „ſo muß es nicht heißen: ich habe, ſondern wir haben gefunden.“

Um Verzeihung! erwiederte Jener: allerdings habe ich ihn gefunden, und ich will ihn auch behalten.

Kaum hatte er dieß ausgeredet, als ſie hinter ſich ein Geſchrei vernahmen, und zwar nach Dieben, die auf der Straße einen Beutel geſtohlen hätten.

Ach Bruder, rief der Finder deſſelben ganz erſchrocken, hörſt du wohl dieſes Geſchrei? Siehſt du jene, die uns verfolgen? Man wird den Beutel finden, wird nicht glauben, daß es ehrlich damit zugieng, und wir ſind verloren!

„O pfui,“ erwiederte der Andere ſpöttelnd: „du mußt „nicht ſagen: wir ſind, ſondern nur, du biſt verloren. „Denn da ich kurz vorher den Fund mit dir nicht theilen ſollte, „ſo bin ich wahrlich auch nicht geſonnen, Kerker und Galgen „mit dir zu theilen.“

* * *

Wenn du willſt, daß ein Freund dir treu bleiben und im Unglück dich nicht verlaſſen ſoll, ſo mußt du auch an deinem Glücke ihn Theil nehmen laſſen.

X. — Der Storch unter anderem Geflügel.

Ein großer Schwarm wilder Gänſe und Kraniche hatten ſich auf dem Felde eines Landmannes niedergelaſſen, und ſie trieben da üble Wirthſchaft. Dem Beſitzer des Grundſtückes ward es kund gemacht. Schnell bewaffnete er ſich, ſeinen Sohn, und noch ein Paar Knechte mit Flinten; leiſe ſchlichen ſie herbei; in einer Sekunde drückten ſie ihre Gewehre gegen den dichte-

sten Haufen ab. Erschrocken stieg der Schwarm in die Höhe; aber vom Schrote getroffen blieb auch mancher liegen.

O sieh da, Vater, rief der Sohn des Landmanns, der nun genauer die Wahlstatt sich besah, sieh da, was wir gemacht haben! Dieser Storch, das unschuldige Thier, das nie den Feldfrüchten Schaden zufügt, und manches schädliche Ungeziefer vertilgt, hat auch sein Leben verlieren müssen. Fürwahr, er dauert mich!

"Und mich nicht minder!" erwiederte der Vater: "gleichwohl hat er seinen Tod nur sich selbst, nicht uns, zuzuschreiben. Denn wer hieß es ihm, unter diese sich zu mischen? Lerne daraus, mein Sohn: Der unschuldige hüthe sich stets vor der Gesellschaft der Schuldigen! Sonst ergreift nicht selten die Strafe beide zusammen."

XI. — Die zwei Sperlinge.

In einem trockenen Mißjahre quälte der Hunger zwei Sperlinge hart; beide fühlten sich schon dem Verschmachten nahe.

"Sammle noch einmal alle deine Kräfte, lieber Bruder," sprach der Schwächste von ihnen, "flieg umher und sieh, ob du nicht irgendwo einige Nahrung entdeckst! Ich flöge gern mit; aber ich kann nicht mehr. Findest du Speise, so bringe auch mir etwas davon! Aber nur bald! denn sonst hat der Hunger mich umgebracht."

Der Stärkere versprach es, und flog aus. Das Glück war ihm günstig. Er sah einen Kirschbaum voll reifer Früchte. — O! rief er, geborgen ist nun mein Freund und ich! Er flog hinzu, kostete, fand die Kirschen vortrefflich, und stillte seinen Hunger bis zum Uebermaß.

Eine Stunde verfließt; die Sonne senkt sich zum Untergange. Er will jetzt mit einigen Kirschen beladen zu seinem

Freunde fliegen. Doch nein, nein! denkt er wieder: noch bin ich selbst zu matt; noch will ich diese Kirsche verzehren; und dann jene!

So fährt er fort; so flattert er von Ast zu Aste, bis die Dunkelheit ihn überrascht, und er einschläft. Erst am Morgen erwachte er wieder, und eilt nun wirklich zu seinem verlassenen Bruder. Er findet ihn — auf dem Rücken liegend und todt.

* * *

Nichts sey dir heiliger als die Erfüllung eines Versprechens, zumal wenn es dem Nothdürftigen ertheilt worden ist. Es vergißt sich im eigenen Glück des andern Unglück nur allzu leicht.

XII. — Die Schwalbe und die andern Vögel.

Eine Schwalbe, die schon manches Land gesehen, und überhaupt mit der Denkungsart der Menschen sich ziemlich bekannt gemacht hatte, sah einst, daß ein Landmann Hanf auf seinem Felde aussäete.

Sogleich versammelte sie eine Menge kleiner Vögel durch ihr Gezwitscher um sich her; sagte ihnen: was der Mann hier thue; und daß aus dem Hanfe, der allda aufwachsen würde, die Vogelsteller ihre Schlingen und Netze zu verfertigen pflegten. Sie schloß daher auch ihre Rede mit dem wohlmeinenden Rathe: diesen Samen, seiner übeln Folgen wegen, bei Zeiten auszuhacken.

Die Vögel kehrten sich an diese Warnung nicht. Alle diese Körner auszupicken, schien ihnen viel zu mühsam: sie flogen anderm Futter nach, das sich leichter sammeln ließ. Der Hanf faßte Wurzel und schoß bald empor.

Zum zweitenmal verkündete die Schwalbe ihren Gespielen das Unheil, das ihnen bevorstehe. Noch, sagte sie, sey es Zeit,

demselben vorzubeugen; noch ließen auch diese zarten Halmen sich vertilgen. — Aber, wiederum verachtete man ihre Reden. Unwillig verließ die Schwalbe ihre Genossen im Walde, flog nach der Stadt, lebte bloß von Vertilgung schädlicher Insekten, und ward seitdem eine Freundin der Menschen.

Indessen ward der Hanf reif, ward eingeerntet, verarbeitet, und wie die Schwalbe vorhergesagt hatte, zu Netzen angewandt. Eine große Menge jener vergeblich gewarnten Vögel wurde jetzt eine Beute des Vogelstellers, und bereuete es, aber allzuspät, im letzten Augenblicke noch, jenen heilsamen Rath vernachläßigt zu haben.

* * *

Suche künftigem Unheil in seiner Entstehung vorzubeugen! Tausend Unfälle sind im Anfange leicht abzuwenden, und unüberwindlich im Verfolge. Selbst Könige stürzten oft von ihren Thronen, weil sie die ersten kleinen Spuren des Mißvergnügens oder der Empörungen bei ihren Unterthanen, oder auch bei ihren Gegnern vernachläßigten.

Zweiter Abſchnitt.

Parabeln,

von

F. A. Krummacher.

I. — Abrahams Tod.

Als die Tage Abrahams, des göttlichen Mannes und Glaubenshelden, ſich neigeten, da legte er ſich alt und lebensſatt auf ſein Ruhebett, und rief ſeinen Kindern und Kindeskindern. Und ſie ſtelleten ſich in einem Kreiſe um ihn her. Da ſprach der Greis mit heiterem Antlitz: Kinder, jetzt ruft mich der Gott, an welchen ich geglaubt habe! — und er ſegnete ſie. Seine Kinder aber weinten und ſprachen: Ach, daß die Stunde noch einmal vorübergienge! — Da antwortete er: Nein, meine Lieben! habe ich alle Tage meines Lebens kindlich vor ihm gewandelt in Wahrheit und Liebe, — wie ſollte ich denn nun, da er ruft, zögern, zu ihm zu wandeln, — und nachdem er dieſes geſagt, neigete er ſein Haupt und verſchied. Und die Geſtalt des Todten war wie eines Schlummernden.

II. — Die kleine Wohlthäterin.

Es war ein kalter strenger Winter. Da sammelte die kleine Minna, die einzige Tochter wohlthätiger Eltern, die Krümchen und Brosamen, die übrig blieben, und bewahrete sie. Dann gieng sie hinaus zweimal am Tage auf den Hof, und streuete die Krümchen hin. Und die Vögel flogen herbei und pickten sie auf. Dem Mädchen aber zitterten die Hände vor Frost in der bittern Kälte.

Da belauschten sie die Eltern und freuten sich des lieblichen Anblicks, und sprachen: Warum thust du das, Minna?

Es ist ja alles mit Schnee und Eis bedeckt; antwortete Minna, daß die Thierchen nichts finden können; nun sind sie arm. Darum füttere ich sie, so wie die reichen Menschen die armen unterstützen und ernähren.

Da sagte der Vater: Aber du kannst sie doch nicht alle versorgen!

Die kleine Minna antwortete: Thun denn nicht alle Kinder in der ganzen Welt wie ich, so wie ja auch alle reichen Leute die armen verpflegen?

Der Vater aber blickte die Mutter des Mädchens an und sagte: O du heilige Einfalt!

III. — Die Rose.

Schade, sagte ein Knabe zu seinem Vater, daß die Rose, wenn sie ausgeblühet hat, nicht auch eine schöne Frucht bringet, und so der Natur im Sommer ihren Dank abstattet für die schöne Zeit ihrer Blüthe im Frühling. Du nanntest sie die Blume der Unschuld und Freude — dann wäre sie auch das Bild der Dankbarkeit.

Da erwiederte der Vater: Bringet sie denn nicht zur Verschönerung des Lenzes, des Lieblingskindes der Natur, ihre

ganze Gestalt dar? Und für den Thau und Lichtstrahl, der von oben auf sie niederfällt, opfert sie der Luft ihren zarten Wohlgeruch und für den Frühling geschaffen, stirbt sie mit ihm, — Liebes Kind, der zarte unsichtbare Dank ist der schönste, und wie vermöchte die Unschuld undankbar zu seyn?

IV. — Der Apfel.

Es war ein reicher Mann an dem Hofe des Königs Herodes, der war sein Oberkämmerer und kleidete sich in Purpur und köstliche Leinewand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Da kam zu ihm aus fernem Lande ein Freund seiner Jugend, den er in langen Jahren nicht gesehen hatte. Und der Kämmerer stellte ihm zu Ehren ein großes Gastmahl an, und lud alle seine Freunde. Auf den Tischen aber standen viele herrliche Speisen in Gold und Silber, und viele köstliche Gefäße mit Salben und Wein von allerlei Art. Und der reiche Mann saß oben am Tisch und war guter Dinge, und zu seiner Rechten saß sein Freund, der aus fernem Lande gekommen war. Und sie aßen und tranken und wurden satt.

Da sprach der Mann aus fernem Lande zu dem Kämmerer des Königs Herodes: Solch eine Herrlichkeit und Pracht, wie in deinem Hause, erscheinet mir nicht in meinem Lande weit und breit! Und er rühmete alle Pracht, und preisete ihn glücklich vor allen Menschen auf Erden.

Aber der reiche Mann, der Kämmerer des Königs, nahm einen Apfel von einem gülbenen Gefäße. Der Apfel aber war groß und schön und röthlich von aussen, wie Purpur. Und er nahm den Apfel und sprach: Siehe, dieser Apfel ruhete auf Gold und seine Gestalt ist sehr schön! und reichte ihn dem Fremdling und Freund seiner Jugend. Der Fremdling aber

durchschnitt den Apfel, und siehe! in seiner Mitte war ein Wurm!

Da schauete der Fremdling seitwärts zu dem Kämmerer hin. — Der Oberkämmerer aber blickte hernieder zur Erde und seufzte.

V. — Die Schutzwehr.

Als die Natur die lieblichste der Blumen, die Rose, durch ihren allmächtigen Schöpfungshauch gebildet hatte, da sprach der Geist des Rosenstrauches zu dem Engel der Blumen: Wirst du nicht auch dem edeln Gewächs eine Schutzwehr verleihen, die gegen Verletzung und Frevel es sichere? Gab doch die Natur dem Dornbusch die großen und spitzigen Stacheln!

Der Dornbusch, antwortete der Engel der Blumen, gehört nicht zu den Edeln, sondern zu den Dienern im Reiche der Schöpfung. Seine Bestimmung ist, die zarten Gewächse gegen das vernunftlose Thier zu beschützen und dazu verlieh die Natur ihm die spitzigen Stacheln. Doch soll dein Wunsch erfüllt werden!

So sprach er und umgab die Rosenstaude mit zarten Stacheln. — Da sagte der Geist der Rose: Wozu diese schwachen Spitzen? sie werden die herrliche Blume nicht schirmen.

Ihm antwortete der Engel der Blumen: Sie sollen auch nur der unbesonnenen Hand des Kindes wehren! Den Frevel würde der Widerstand nur noch stärker anlocken. Das Heilige und Schöne hat seinen Schutz in sich selber, darum verlieh die Natur ihm die zarteste Schutzwehr, die nur warnt, nicht aber verwundet. Denn zu dem Schönen darf nur das Zarte sich gesellen.

So verlieh sie der Unschuld die Schamhaftigkeit und das Erröthen.

VI. — Sokrates und Kritias.

Sokrates, der weise Sohn des Sophroniskus, redete eines Tages im Kreise seiner Schüler von der allwaltenden Vorsicht der Gottheit, wie sie alles sehe und alles höre, und überall zugegen sey, und für alles sorge, und wie man dieses immer mehr empfinde und erkenne, je mehr man sie verehre 1).

Dabei bedienete sich der weise Lehrer in der Rührung seines Herzens eines Bildes aus den Gesängen des unvergleichlichen Homer, und verglich die göttliche Vorsicht einer Mutter, die von ihrem Knäblein, das im süßen Schlummer ruht, lesse und ungesehen die Fliegen abwehrt.

Unter seinen Schülern aber war auch Kritias, der Verräther, der ihn zum Tode verdammte.

Dieser lachte des Gleichnisses; denn es deuchte ihm unedel und gemein. Darum lachte er und spottete in seinem Herzen.

Sokrates aber merkte es und durchschauete ihn. Deshalb wandte er sich zu ihm und sprach: Ahndest du denn nicht, mein lieber Kritias, wie nahe das Menschliche in seiner einfachen Gestalt dem Göttlichen verwandt ist?

So sprach er. Da entfernte sich Kritias mit zürnendem Herzen. Sokrates aber fuhr fort, die andern zu unterweisen.

Als Sokrates nachher durch Kritias Bosheit zum Tode verdammt worden war, und den Giftbecher trinken sollte, da gedachte der Tyrann von neuem die Worte und des Gleichnisses des weisen Mannes.

Und er tratt zu ihm und sagte höhnend: Nun, Sokrates, werden auch jetzt die Götter dir die Fliegen abwehren?

Sokrates aber lächelte und sprach: Die Gottheit, Kritias, führet mich jetzt nach wohl vollbrachtem Tagewerk zum süßen Schlummer.

Wie sollte ich denn die Fliegen fürchten?

1) Eigene Worte des weisen Griechen nach Xenoph. Denkw. 1. 4. 18.

VII. — Der Bach.

Ein Landmann saß eines Tages an einem Bach, der neben seiner Wiese dahin floß, und betrachtete seine weidenden Rinder und Kälber. Aber es war ihm nicht fröhlich dabei zu Muthe. Denn er sah, daß das Gras kärglich wuchs, und nicht hinreichte, sein weidendes Vieh den halben Sommer zu ernähren.

Da trat sein Nachbar zu ihm und ward sein finsteres Aussehen gewahr, und forschte nach der Ursache seines heimlichen Grämens. Und nun begann jener von seinen Besorgnissen und dem geringen Ertrag der Wiese zu reden. Aber der Nachbar erwiederte: Mache es, wie ich mit meiner Wiese gethan habe. Sie liegt an dem nämlichen Bach, und war ehemals karg und unfruchtbar. Da leitete ich den Bach hinein, und das Gras wuchs fett und hoch.

Der Landmann freute sich des klugen Raths, und gieng hinaus und begab sich an die Arbeit, und nahm Gesellen, und sie durchstachen den Bach.

Aber siehe! der Bach erfüllte die Wiese also, daß sie gleich einem See ward, und überschwemmte sie mit Sand und Kies. Da raufte der unglückliche Landmann sein Haar, und lief zu seinem Nachbar und zürnte sehr über seinen Rath.

Aber dieser sagte: Lieber, warum zürnest du mit mir über den Rath, den ich aus wohlwollendem Herzen dir ertheilt habe? Habere vielmehr mit dir selber und mit deinem eigenen ungeduldigen Herzen. In kleinen Kanälen hättest du den fetten Bach durch deine Wiesen leiten, nicht aber mit der Gewalt seines Wassers sie überströmen sollen. Denn alsdann führt er seine Fettigkeit und des Wiesengrundes Erdreich mit sich fort, und läßet nur seinen Kies und Sand zurück.

Also verhält es sich auch mit dem Reich der Wahrheit.

VIII. — Das bittere Blümchen.

Eine Mutter gieng an einem Frühlingstage mit ihrer Tochter hinaus in das Gebirge. Und als sie nun draußen waren, freuete sich das Mädchen der vielen Blumen und Pflanzen, die am Wege standen und blüheten.

Aber vor andern hatte sie Wohlgefallen an einem Blümchen, das war klein und zart, und seine Farbe war röthlich und schön. Mina, denn also hieß das Mädchen, brach das Blümchen, und betrachtete es mit Freude und küßte es und roch daran, und konnte nicht aufhören es zu preißen.

Aber bald wurde sie alles dessen überdrüßig und satt. Sie verlangte noch größere Freude an dem Blümchen zu haben, und steckte es in den Mund, und wollte es essen.

Aber was folgte nun? Mina kam in vollem Laufe zur Mutter, und weinete und rief: O liebe Mutter, das Blümchen war so schön von Gestalt und Farbe, und da aß ich es, aber nun ist es so bitter, daß es mir inwendig den Mund ganz kraus ziehet. O, pfui der bösen häßlichen Blumen!

So sagte das Mädchen. Aber die Mutter antwortete und sprach: Mein liebes Kind, warum schmähest du die Blümchen? sie sind doch immer noch so schön von Gestalt und Farbe wie zuvor, und geben einen lieblichen Geruch; ist das nicht viel und genug? Man isset ja auch die Blümchen nicht.

IX. — Der Blinde.

Ein Blinder stand mit aufgerichtetem Haupt in den Strahlen der milden Frühlingssonne. Ihre Wärme durchströmte seine Glieder, und ihr Glanz senkte sich auf die dunklen Globen seines Angesichtes, das er unverwandt ihr darbot.

O du unbegreifliches Lichtmeer! rief er aus, du Wunder der allmächtigen Hand, die dich erschuf und auf deiner herrli-

chen Bahn dich leitet! Aus dir strömet ewige Fülle, Leben und Wärme, und nie versiegt deine Kraft: Wie groß muß der seyn, der dich gebildet hat!

So sprach der blinde Mann. Seine Rede vernahm ein Anderer, der neben ihm stand, und es befremdeten ihn die Worte des Blinden; deshalb begann er und fragte: Wie kannst du das Gestirn des Tages bewundern, und siehest es nicht?

Da antwortete der Blinde und sprach: Eben darum, mein Freund. Seit das Licht meiner Augen verdunkelt und der Glanz der Sonne mir verschlossen ward, nahm ich sie in meine Seele auf! Jedes Gefühl ihrer Nähe lässet sie in mir selbst aufgehen und ihren Glanz in meinem Innern leuchten. Ihr aber schauet sie nur, wie alles, was ihr täglich sehet, mit leiblichem Auge!

X. — Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum erstenmal. Deshalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Aepfel mit den röthlichen Backen und zartem Pflaum. Darauf vertheilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend als die Kinder in die Schlafkammer giengen, fragte der Vater: Nun, wie haben euch die schönen Aepfel geschmeckt?

Herrlich, lieber Vater, sagte der Aelteste. Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum erziehen.

Brav! sagte der Vater, das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmann geziemt!

Ich habe die meinige sogleich aufgegessen, rief der Jüngste, und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das schmeckte so süß und zerschmilzt einem im Munde.

Nun, sagte der Vater, du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben.

Da begann der zweite Sohn: Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, geholt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich habe ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölfe dafür kaufen kann.

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest!

Und du Edmund? fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: Ich habe meine Pfirsich dem Sohn unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da habe ich sie ihm auf das Bette gelegt, und bin hinweggegangen.

Nun! sagte der Vater, wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?

Da riefen sie alle drei: Das hat Bruder Edmund gethan! — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thräne im Auge.

XI. — Der Hirt von Thekoa.

Amos, der Hirt und Sänger von Thekoa kam vom Gebirge hernieder nach Jerusalem und trat auf unter dem Volke und sang seine herrlichen Lieder. Aber das Volk, obwohl er Israels Sünden strafte und seinen Sklavensinn, hörte ihn

gerne. Denn er ſang mit Kraft und Anmuth und umhüllete die ſtrenge und ernſte Wahrheit mit den lieblichen Bildern des einfachen Hirtenlebens. Und ſeine Geſänge drangen dem Volk an das Herz.

Da erhob ſich Amazia, Prieſter zu Bethel, zu Amos dem Hirten. Denn er dachte in ſeinem Herzen: Amos ſoll mich die Weiſe lehren, wie er ſeine Geſänge dichtet und alſo ſinget, daß er das Volk gewinnet. Und ſo meinte der Prieſter von Bethel es bald dem einfältigen Hirten von Thekoa zuvorzuthun in der Sangkunſt. Amazia aber war nicht ein Prieſter nach dem Herzen Gottes, ſondern ein Prieſter der goldenen Kälber, und ſchmeichelte dem Könige Jerobeam, und bethörete das Volk, auf daß er ſeines Bauches Gelüſte erfüllete. Und er nahm ſich vor, das Volk noch förder zu bethören.

Darum trat er zu Amos und ſprach: Wer biſt du, daß du alſo redeſt in herrlichen Worten, und die Menge horchet dir?

Amos antwortete und ſprach: Ich bin ein Hirt von Thekoa!

Da fragte Amazia: Wie hat denn dein Vater dein Herz alſo gebildet, oder welche Schule der Propheten hat dich die Weiſe des Geſanges gelehrt?

Der Hirt Amos antwortete und ſprach: Ich bin kein Prophet, noch eines Propheten Sohn. Ich habe die Tage meiner Jugend bei der Heerde meines Vaters verlebt und Maulbeeren geleſen.

Da ſprach Amazia verwundert: Wer war es denn, der dir die Kunſt des Geſanges verlieh und dich lehrte gewaltig zu reden?

Amos antwortete und ſprach: Der Geiſt des Herrn!

Da fragte Amazia: Sage denn, in welchem Tempel iſt er dir erſchienen, und in welchem Heiligthum hat er ſich dir offenbaret?

Amos antwortete und ſprach: In ſeinem Heiligthum auf den Gebirgen von Thekoa, das bis an der Welt Enden reichet!

Da zürnete Amazia und sagte: Du redest in dunkeln Worten. Ich verstehe dich nicht!

Amos antwortete und sprach: Der Geist verstehet, was des Geistes ist.

Aber Amazia faßte nicht die Worte Amos des Hirten und lieblichen Sängers. Denn der Geist Gottes war nicht mit ihm. Und er begab sich zum König und sprach: Amos machet einen Aufruhr wider dich und sein Wort wird das Land verderben.

Also sagte Amazia. Denn er faßete den Geist nicht, der Amos erfüllte.

Amos aber gieng zurück in das Gebirge.

XII. — Polykarpus.

Das Reich der Wahrheit.

Der vortreffliche Polykarpus, Bischof zu Smyrna, hatte, als die Verfolgung überhand nahm, die Stadt verlassen und sich in der Nähe von Smyrna auf das Land begeben mit seinem treuen Jünger Crescens. Als nun der Abend kühle ward, gieng er hinaus unter die Schatten der herrlichen Bäume, die vor dem ländlichen Hause standen. Hier fand er Crescens unter einem Eichbaum, und er stützte sein Haupt auf seine Hand und weinete.

Da trat der Greis hinzu und sprach: Mein Sohn, was weinest du? — Crescens aber erhob sein Haupt und sprach: Wie sollte ich nicht trauern und weinen? ich gedenke des göttlichen Reiches auf Erden. Stürme und Ungewitter versammeln sich um dasselbe, und werden es zerstören in seiner Jugend. — Manche Bekenner sind schon abgefallen, und haben es verläugnet und verlästert, und dadurch bewiesen, daß auch Unwürdige es bekennen mit dem Mund, obwohl ihr Herz ferne

davon ist. Dieses erfüllt meine Seele mit Trauern und meine Augen mit Thränen. — Also sagte Crescens.

Da antwortete Polykarpus lächelnd und sprach: Mein lieber Sohn, das himmlische Reich der Wahrheit ist gleich einem Baume, den ein Ackersmann auferzog. Heimlich und im Stillen legte er den Keim in die Erde und gieng davon. Und der Keim sproßete und gieng auf unter dem Unkraut und den Dornen, und erhob sein Haupt über sie, und die Dornen erstarben von selber. Denn der Schatten des Baumes über ihnen überwältigte sie. Der Baum aber wuchs, und die Winde brauseten um ihn her und erschütterten ihn. — Desto tiefer schlugen seine Wurzeln in die Erde, und umfaßten die Felsen des Erdreichs in der Tiefe, und seine Zweige ragten gen Himmel. Also befestigten ihn die Stürme. — Und als er nun höher ward und seine Schatten sich weithin verbreiteten, da wuchsen die Dornen und das Unkraut wiederum empor unter ihm. Aber er achtete ihrer nicht in seiner Höhe, und stand da in stiller und ruhiger Gestalt, ein Baum Gottes!

So sprach der unvergleichliche Bischof und schwieg. Darauf reichte er seinem Jünger die Hand und sagte lächelnd: Was kümmert dich, wenn du zu seinem Gipfel emporschaust, das Unkräutlein, das um seine Wurzel kreucht! Ueberlaß dies dem, der ihn gepflanzt hat!

Da erhob sich Crescens, und seine Seele ward heiter. Denn der Greis wandelte neben ihm, gebückt von Jahren, aber sein Geist und sein Antlitz war wie eines Jünglings.

XIII. — Hanna und Sulamith.

Im Lande Israel, am Fuße des lieblichen Berges Tabor, lebte eine Wittwe, Namens Hanna, mit ihrer einzigen Tochter, die hieß Sulamith. Und sie waren sehr arm, und die Hütte, worin sie wohnten, war klein. Aber ihr Herz war

fröhlich und heiter, und ihre Tage floſſen ſanft dahin. Denn ſie lebten fromm und fürchteten Gott, und Hanna unterwies das Herz ihres Kindes in allem Guten, und lehrete Sulamith, wie der liebe Gott die Pflanzen aus der Erde hervorbringt, und den Thau darauf geußt und ſeine Sonne über alles, was da lebet, aufgehen läßt, und wie Er den Menſchen ſo viel Gutes giebt mit jeglichem Tage. Dazu erzählte ſie aus den heiligen Schriften viele ſchöne Geſchichten und Lehren. Und wenn die Mutter alſo redete, dann kamen ihr wohl die Thränen in ihre Augen. Dann ſagte Sulamith zu ihrer Mutter Hanna: Mutter, du weineſt ja! Aber die Mutter antwortete lächelnd und ſprach: O, mein Kind, ſeine Güte und Liebe iſt zu groß, als daß ein Menſchenherz ſie faſſen möchte.

Alſo redeten ſie oftmals unter einander, und ſo wie die Worte, ſo waren auch die Thaten. Gott aber ſegnete ſie, und ihr kleines Gärtchen brachte vielfältige Frucht, ſo wie auch die Bäume, die rings um das Hüttchen ſtanden und über das Dach hervorragten, alſo daß ſie auch Anderen mittheilen und die Kranken und Dürftigen laben konnten von ihrem Ueberfluß. Dann ſagte Hanna: Sieheſt du wohl, Sulamith, daß Geben ſeliger iſt denn Nehmen! O, wohl uns, daß wir auch unſer Scherflein zum Opfer bringen dürfen und keiner es verſchmähend ſich von uns wendet.

Alſo lebten ſie heiter und fröhlich im ſtillen Hüttchen, und ſie ſchmückten es und baueten das Gärtchen mit fleißigen Händen.

Siehe, da kam eine böſe Seuche, und Hanna ward ſehr krank, und lag darnieder. Und Sulamith, ihre Tochter, ward auch krank vor Kummer und Aengſten.

Da merkte die Mutter, daß ſie ſterben ſollte, und ſie ſprach mit lächelndem Antlitz und leiſer Stimme alſo: Liebes Kind, mein Stündlein iſt nun vorhanden. Aber verzage nur nicht, und ſey getroſt! Der Vater droben wird es wohl mit dir ma-

chen. Also sprach sie, und vermochte nicht weiter zu reden. Denn ihre Kräfte hatten abgenommen.

Sulamith aber weinete herzlich, und kniete nieder und hob die Hände empor und betete: O du lieber Vater im Himmel, laß mir doch meine einzige liebe Mutter! wie sollte ich denn allein dahinten bleiben?

So betete die kleine Sulamith, und die Engel trugen das Gebet der Unschuld zu den Sternen.

Da kam die Morgenröthe und die Sonne gieng auf, und der röthliche Glanz des neuen Tages strömte mild und lieblich in das Kämmerlein. Sulamith aber schmiegte sich an den Schoos ihrer Mutter und erwärmte sie.

Siehe, da nahete sich der Todesengel im goldenen Strahl des Morgenlichts und löfete ihre Seelen. So schwebten Hanna und Sulamith im Glanz der Morgensonne zu der schönen Welt empor.

XIV. — Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster, und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmanns das Vögelein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen, und bauete sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns, und hatte

sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber sammt seinen Kindern freueten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den klaren Aeuglein zutraulich umherschauten. — Und die Kinder sagten: die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten! —

Da antwortete der Vater: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe!

XV. — Das Gleichniß Noah.

Als Noah, der zweite Stammvater des Menschengeschlechts, wohlbetaget war und seinem Ende sich nahe fühlte, ließ er seine Kinder und Kindeskinder vor sich kommen, und stellete ein großes Gastmahl an.

Nachdem sie nun alle versammelt waren und gegessen und getrunken hatten, ließ Noah von dem köstlichsten Wein bringen, den er selbst gezogen und gekeltert hatte. Der Wein aber stand und funkelte in einem schönen Gefäße. Da sprach Noah.

Es ist mit uns ein neues Geschlecht begonnen. Das alte erniedrigte sich unter die Knechtschaft der Natur, über die es sich die Herrschaft erkämpfen sollte. In seiner Feigheit verlohr es seine Würde; darum ward es überwältigt und verschlungen. Jehovah selbst trauerte um das untergegangene Geschlecht. — Mit uns beginnt ein neues. Aber Jehovah hat uns ein freundliches Bild, den Bogen des Friedens, in die Wolken gesetzt, auf daß wir des himmlischen, ewigen Bundes nicht vergessen sollen.

Sehet, auch ich lasse euch ein Bild und Gleichniß auf Erden, wobei ihr eures Stammvaters gedenket — den Weinstock, den ich gepflanzet habe. Mißbrauchet ihr seine köstliche Frucht —

dann wird er euch die schreckliche Lehre des verschwundenen Weltalters wiederholen.

Aber nein, das werdet ihr nicht. Er sey euch ein Bild, das euch an eure Würde erinnere. Denn auch das Wesen des neuen Gewächses ist voll Schwachheit; aus dem Staube geboren, windet es sich auf dem Staube, bis ihm die Ulme ihren Arm reicht, daß es sich hinaufhebe und sie umschlingend Kräfte gewinne. Also wird auch der Mensch in Schwachheit geboren ein Kind des Staubes, und die Erde zeucht ihn hernieder. Aber er strebet empor und über seinem Haupte glänzet ihm der Bogen des ewigen Bundes entgegen, wie die ausgebreiteten Arme Jehovahs. Sie erkenne das neue Geschlecht seine Schwäche und seine Würde; in Demuth auf Erden wandelnd strebe es zum Himmel!

Gerne beut der feste Baum dem demüthigen Rebengewächse die stützenden Arme. Die Rebe umfasset ihn mit hundert Ranken und nahet sich dem himmlischen Bogen. Und so beginnet ihr Aufstreben mit der Liebe. Auch des göttlichen Bundes erster Keim ist die Liebe. Denn die Liebe ist auch seine Vollendung.

Jetzt über den Staub erhaben und im liebevollen Verein mit dem Höheren und fester wächset die Rebe empor. — Aus der Erde ziehet sie den Saft des Lebens, aber in der Höhe gestaltet sie den gröberen Stoff zum schützenden Blatt, zur duftenden Blüthe und erquickender Traube. Hiezu bedarf sie des Lichts von oben, dessen Kräfte sie durchströmet. Nur wer sein Herz dem Göttlichen öffnet, ist ein Glied des ewigen Bundes.

Und wenn nun die Traube zur Reife gelangt ist, trennet man sie von dem irdischen Stamm und zerstört ihre Gestalt unter der zermalmenden Kelter. Sehet wie der dunkelrothe Saft der Rebe in dem Kelche funkelt; voll Ruhe und Klarheit, ein Sohn des Lichtes! Und nun kostet, wie er das Herz mit Wärme und Freude erfüllt!

Darauf reichte er den Becher umher, und weihete sie ein zu dem göttlichen Bunde.

XVI. — Das Thiergefecht.

Zu einem mächtigen Beherrscher des Morgenlandes trat eines Tages sein königlich Gemahl, weinend vor Zorn, und Rache erflehend, gegen einen Verbrecher und Beleidiger fürstlicher Majestät. Siehe, sprach sie, der Frevler brachte mir einen Schmuck von Edelsteinen; aber das Gestein ward falsch befunden. Schon büßet er seinen Trug im finstern Kerker, aber mit dem Leben soll er die Unthat entgelten, ich schwöre es bei meinem eigenen. — Ich verlange, daß du, o König, ihn zum Löwenkampf verdammest.

Ach, laß uns nicht in Leidenschaft richten, erwiederte der Monarch. Denn wie könnte dem Zorne das Recht begegnen? Einem Fürsten des Volks geziemt, frei zu seyn von jeglicher Leidenschaft. Ist er nicht des Höchsten Bild und Statthalter?

Zürnet denn nicht auch Gott im Wetter? fragte die Königin.

Nicht doch, antwortete der König, er thut wohl, auch im Wetter. Ach, meine Geliebte, der Mensch denkt und bildet sich den Ewigen nur zu gern nach seinem eigenen Bilde.

Die Königin aber erzürnte noch mehr und sprach: Auch Gott hasset und straft den Verbrecher; und er gab nicht umsonst den Königen das Schwerdt. Ich will nur, daß dem Frevler sein Recht wiederfahre. Sein Tod ist ihm verkündet. Es ist keine Aenderung!

Wohlan denn, sagte der König, es sey so: Am morgenden Tage!

Als nun am andern Tage die Stunde erschien, und die Drommeten und Pauken das blutige Schauspiel ankündeten,

erhob sich die Königin mit prächtigem Gefolge, und letzete sich im Herzen an dem Triumph ihres Zornes. Denn die Rache ist dem erhitzten Gemüthe wie ein kühlendes Labsal.

Der Herold öffnete die Schranken, und zitternd stand der Verbrecher, und die Drommeten und Pauken ertönten von neuem.

Siehe, da kam statt des Löwen ein weißes frommes Lamm, und nahete sich vertraulich dem zitternden Manne. Die Pauken aber und Drommeten schwiegen, und es begann ein süßes Getöne der Harfen und Flöten, und das Lamm schmiegte sich zu den Füßen des zitternden Mannes und schauete zu ihm hinauf.

Da blickte die Königin zu ihrem Gemahl hin und erröthete. Der König aber sprach: Dein Blick, meine Geliebte, giebt mir Zeugniß, daß ich das Vergeltungsrecht geübet habe. Er, der dich täuschte, ist getäuscht worden, und dir wird statt des Unedlen das Edle gewähret! — Die Röthe deiner Wangen, die mir schöner dünkt, als der fürstliche Purpur, der dich schmücket, lohnet auch mir. Denn dein Antlitz zeuget mir, daß ich als Ebenbild und Stadthalter des Höchsten gehandelt habe.

Darauf verkündeten die Drommeten das Ende des Schauspiels, und das Volk rief: Heil unserm König und der Königin!

XVII. — Kephas.

Eines Morgens, als kaum der Tag zu dämmern begann, und die Menschen noch schliefen, wandelte Kephas, der Apostel des Herrn, mit seinem geliebten Jünger Johannes Markus durch ein Dörflein in Galiläa. Die Bewohner des Dörfleins lagen noch alle in tiefem Schlummer, und man hörete keinen Fußtritt, noch auch die Stimme eines Menschen. Die beiden

Männer wandelten schweigend. Da verkündete ein Hahn das leise Beginnen der Morgendämmerung.

Da nahm Kephas das Wort und sprach: Höreſt du, Markus, den Ruf meines Herolbes?

Da antwortete Markus und sprach mit bescheidener Ehrfurcht: Warum nenneſt du ihn den Deinigen? Verkündet er nicht uns allen den kommenden Morgen?

Wohl! antwortete der Felsenmann, aber gedenkeſt du denn nicht jener Nacht, wo er dreimal mir zurief, als ſie den Herrn zum Tode führten? — Ich höre ſeine Stimme nicht, ohne jenes Tages und jener Stunde zu gedenken.

Ach! mein Freund und Lehrer! — erwiederte Markus mit wehmüthiger Inbrunſt und verſtummete.

Da ſprach Kephas: Warum ſeufzeſt du, Markus? Siehe, mit dir wandelt nicht Simon, der Muthloſe, der Ihn nicht kennen wollte, — ſondern Kephas, der Felsenmann. Ehemals umfing mich die Finſterniß der Nacht, aber die Nacht iſt vergangen und der Tag iſt angebrochen. Des Herolbes Ruf verkündet uns die Sonne der Wahrheit, in deren Strahlen wir wandeln, und den Siegeskampf, dem wir entgegeneilen. Siehe, ich ſtand und weinete; da war es Nacht und Dämmerung — nun aber wandeln wir, wie am Tage, ſtark und fröhlich.

Alſo geziemet es dem beſcheidenen Boten Gottes, der das Himmliſche verkündet! antwortete Markus, und ſie ſchritten fröhlich einher an ihren Wanderſtäben.

XVIII. — Das Wunder.

Eines Tages im Lenze ſaß Salome, der Jüngling, unter den Palmen in den Gärten ſeines Vaters des Königs, und ſchauete vor ſich nieder in tiefen Gedanken. Da trat Nathan,

sein Lehrer, zu ihm und sprach: Was sinnest du so ernst unter den Palmen?

Der Jüngling erhob sein Haupt und antwortete: Nathan, ich möchte gern ein Wunder sehen!

Der Prophet lächelte und sprach: Ein Wunsch, den ich auch in meinen Jünglingsjahren hatte.

Und ward er dir gewährt? fragte eilends der Königssohn.

Ein Mann Gottes, fuhr Nathan fort, trat zu mir und trug einen Granatkern in seiner Hand. Siehe, sprach er, was aus diesem Kern werden wird! Darauf machte er mit seinem Finger eine Oeffnung in die Erde, und legte den Kern hinein, und bedeckte ihn. Als er nun die Hand zurückzog, da hob sich die Scholle von einander, und ich sahe zwei Blättlein hervorkommen. Aber kaum hatte ich sie gesehen, da schlossen sich die Blättlein an einander und es ward ein runder Stamm, in eine Rinde gewickelt, und der Stamm ward zusehends höher und dicker.

Darauf sprach der Mann Gottes zu mir: Gieb acht! Und indem ich aufmerkte, verbreiteten sich sieben Aeste aus dem Stamm, gleichwie die sieben Arme an dem Leuchter des Altars.

Ich erstaunte, aber der Mann Gottes winkte, und gebot mir zu schweigen und aufzumerken. Siehe, sprach er, bald werden neue Schöpfungen beginnen!

Darauf faßte er Wasser in seine hole Hand aus dem Bächlein, das vorüber floß, und besprengte dreimal die Aeste, und siehe, nun hiengen die Aeste allesammt voll grünender Blätter, also daß ein kühler Schatten uns umgab, vermischt mit lieblichen Düften. Woher, rief ich, diese Wohlgerüche zu dem erquicklichen Schatten?

Siehest du nicht, sprach der Mann Gottes, die purpurfarbige Blüthe, wie sie aus den grünen Blättern hervorsprosset und in Büscheln herniederhängt?

Ich wollte reden, aber ein sanfter Wind schwebte in den

Blättern, und streuete die Blüthen um uns her, wie wenn der Schnee aus den Wolken herniederschwebt. Kaum waren die Blüthen gesunken, so hingen zwischen den Blättern die rothen Granatäpfel hernieder, wie die Mandeln an den Stäben Aarons. — Da verließ mich der Mann Gottes in tiefem Staunen.

Hier endete Nathan. Da fragte hastig Salomo: Wo ist er? Wie heißet der Name des göttlichen Mannes? Lebet er noch?

Da erwiederte Nathan: Sohn Davids, ich habe dir ein Traumgesicht erzählt.

Als Salomo diese Worte vernahm, ward er betrübt in seinem Herzen und sprach: Wie vermagst du mich also zu täuschen?

Nathan aber fuhr fort: Ich habe dich nicht getäuscht, Sohn Isai. Siehe in dem Garten deines Vaters magst du alles in Wirklichkeit schauen, wie ich dir gesagt habe. Geschiehet nicht jetzt an jeglichem Granatbaum und andern Bäumen dasselbige?

Ja, sagte Salomo, aber unbemerkt und in langer Zeit!

Da antwortete Nathan: Ist es es darum weniger ein göttliches Wirken, weil es in leiser Stille und unbeachtet geschieht? Ich dächte, es wäre um desto göttlicher.

Erkenne erst die Natur, sprach er darauf, und ihr Wirken! Dann wirst du leicht an ein höheres glauben und nicht nach Wundern einer Menschenhand dich sehnen.

XIX. — Die Rose und die Lilie.

Malvina stand mit ihrem Vater vor einer Lilie, die unter einem Rosenstrauch blühete. Blendend weiß, wie ein Lichtstrahl, erhob die schöne Blume ihren offenen duftenden Kelch.

Ueber ihr hieng eine vollaufgeblühete kräftige Rose, und warf einen röthlichen Schimmer auf die zarten Silberblätter der Lilie, und so floß auch beider Blumen Duft in einander.

O, welch ein schöner Bund! rief Malvina, und neigte lächelnd ihr Haupt zu den Blumen hinab.

Es ist der Bund der Unschuld und Liebe! erwiederte der Vater. — So standen sie schweigend vor den Blumen.

Indeß trat Oskar in den Garten, Malvinas stiller Geliebter. Da floß ein röthlicher Hauch über Malvinas Wangen wie der Rose Glanz über die Lilien.

Da sah der Vater sie an und sprach: Nicht wahr, Malvina, die Blumen haben eine Sprache und ein Antlitz?

Für die Unschuld und Liebe! setzte Oskar hinzu.

XX. — Der Tempel zu Memphis.

Als Pythagoras, der Weise von Samos, in Aegypten verweilte, um Weisheit aus alter heiliger Quelle zu schöpfen, geleiteten ihn die Priester in den Tempel zu Memphis. Ruhig und groß, wie ein Gebirge, lag das Wundergebäude in der Dämmerung des Morgens.

Wie haben Menschenhände diese Felsenmassen emporgehoben? rief der Grieche voll Erstaunen. Die vereinte Kraft, antwortete der Priester, vermag alles, wenn ein Geist sie leitet.

Jetzt thaten sich die gewaltigen Thorflügel des Tempels auf wie die Thore des Schattenreichs. Sie wandelten hinein und standen schweigend zwischen den erhabenen Pfeilern, und es wehete ein Säuseln durch die unermeßlichen Hallen, wie Geisterstimmen.

Da ergriff ein Schauer den jungen Weisen von Samos,

daß ihn ein Zittern ankam und er lehnte sich an das Gemäuer und weinte.

Da tratt ein Priester zu ihm und sprach: Was weinest du?

Pythagoras aber schwieg; eine Weile darauf antwortete er: Ach, lasset mich! Fühle ich mich nicht hier in der furchtbarsten Nähe des Wesens, dessen Namen ich nicht auszusprechen wage!

Da sprach der Priester: Heil dir, mein Sohn, in deiner Demuth! Sie führet dich zur Gottheit, der dieses Heiligthum erbauet ward. Wohlan, des Gebäudes hehre Gestalt führe dich nun auch wieder versöhnend zur Menschheit zurück.

Bedenke, daß dieser Tempel in eines Menschen Brust war, ehe er aus dem Felsen empor stieg. Trockne deine Thränen und wandle fröhlich!

XXI. — Alcibiades und Sokrates.

Alcibiades scherzte eines Tages, wie er zuweilen pflegte, mit seinem geliebten Lehrer Sokrates und sprach: Du bist doch der wunderlichste von allen Menschen. Ganz Athen, nur die Sophisten und die Feinde unter den habsüchtigen und ungerechten Volksbeherrschern ausgenommen, nennet dich den Weisen. Und selbst jene erkennen dich heimlich dafür, wiewohl mit einer Scheu, die ihnen wehret, es zu gestehen. Nun habe ich lange gesonnen, dir die Kunst abzulernen, mit welcher du also auf die Menschen würkest, daß alle dich ehren, selbst diejenigen, die dich hassen und scheuen, nicht ausgenommen. Aber alle meine Nachforschungen haben mir nichts gefruchtet. Denn du entschlüpfest mir immer, wenn ich dich meine gefaßt zu haben.

Sokrates erwiederte lächelnd: Jüngst verglichest du mich mit den satyrförmigen Gehäusen der Bildsäulen — jetzt meinst du wohl mir eine Ehre zu erweisen, wenn du mich zu dem

Thiere ſtelleſt, das den Aeskulap begleitet, und um ſeinen Stab ſich windet. Ich ließe es mir gefallen, wenn bloß von der Heilkraft die Rede wäre, und der Name des Thieres nicht auch zugleich an den Giftzahn erinnerte.

Hier ſprichſt du wieder dein eigenes Urtheil, fiel ihm Alcibiades in die Rede — du biſt ſtolz, o Sokrates . . .

Nun, antwortete Sokrates — ſo hätteſt du mich ja erfaßt.

Ja, ſagte der Schüler des Weiſen — ſtolz biſt du. Darum redeſt du auch von einem göttlichen Geiſte, der dich beſeele und dir die Wahrheit offenbare. Und in welches Dunkel hülleſt du dich und deine Rede, wenn Jemand zu dir tritt, der dir mißfällt. Aber — und das iſt eben das Schlimme und Unbegreifliche — du biſt auch ſo beſcheiden wie ein Kind, und willſt nicht einmal deine Weisheit dir ſelbſt verdanken. Kurz, du biſt unbegreiflich und voll Widerſpruch mit dir ſelber, du ſeltſamer Mann!

Nicht doch, erwiederte der Weiſe. Siehe die Sonne an! Iſt ſie nicht das helleſte Geſtirn? Doch zieht ſie die Dünſte zu ſich empor, und bildet ſie zu einem furchtbaren Donnergewölke, womit ſie ihr Antlitz umhüllet. Aber auch das Thautröpfchen — nachdem ſie ſich darin geſpiegelt und ihm den Glanz des Edelſteins verliehen hat — erhebt ſie und bildet daraus den himmliſchen Bogen.

Alcibiades ſagte darauf: Alſo muß ich dich künftighin mit der Sonne, oder ihrem Führer Phöbus Apollo vergleichen? Bei dem erſten Gaſtmahl will ich meinen Fehler wieder gut machen.

Wenn ich dieſes zugäbe, mein lieber Alcibiades, antwortete Sokrates, ſo würdeſt du ja recht haben, wenn du mich ſtolz nennſt, — und dir ſelbſt auch widerſprechen, indem du mir eine kindliche Beſcheidenheit zutraueſt. . .

Alcibiades erwiederte: So muß ich wohl das Mittel halten, und dich der Eos vergleichen.

Wie wollteſt du das beginnen? fragte jener, und Alcibiades ſagte darauf:

Sie verkündet ſtill und leuchtend die Ankunft des ſtrahlenden Sonnengottes: ſobald er ſelbſt aber erſcheint, verneiget ſie ſich vor ihm, als dem Höheren. Am Ende ſeiner herrlichen Laufbahn eröffnet ſie ihm wieder die Thore des Himmels; aber wenn die düſtere Nacht kommt, dann ſteigt ſie glänzend in ihr ſtilles Gezelt zurück.

Sokrates lächelte und ſprach: Nun, hier haſt du ja zugleich den Weg gefunden, dir die Achtung der guten und die Scheu der böſen Menſchen zu erwerben. — Stolz im Gefühl deiner menſchlichen Würde und Beſtimmung. Beſcheidenheit im Angeſicht des Höhern.

XXII. — Das Schöne.

An einem frühen Maimorgen führte ein Vater ſeinen Sohn Theodor in den Garten eines reichen Mannes, den Theodor noch niemals geſehen hatte. Der Garten aber lag fern von der Stadt und war ſehr ſchön geſchmückt mit allerlei Stauden und Gewächſen, Blumenbeeten und Obſtbäumen, Laubgängen und ſchattigen Gehölzen. Mitten durch den Garten floß in manchen Wendungen ein klarer Bach, der oben von einem Felſen ſtürzte, und unten einen großen Teich bildete; hier im kühligen Grunde rauſchte die Mühle. An den ſchönſten Stellen des Gartens waren Roſenſitze und grünende Lauben.

Theodor konnte ſich nicht ſatt ſehen an allen Herrlichkeiten, und gieng zur Seite ſeines Vaters, mehrentheils ſchweigend, zuweilen aber ſagte er: O mein Vater, wie ſchön und wie herrlich iſt dieſer Garten!

Der Vater aber erzählte ihm, wie alles dieſes vor zwölf Jahren ein wüſter Platz und feuchter ſumpfiger Grund geweſen, und wie der Herr des Erbes alles ſo ſchön bepflanzt und

geordnet. Da erstaunte der Knabe noch mehr, und lobte den kunstreichen Mann, der alles so schön und erfreulich eingewandelt und erschaffen hatte.

Als sie nun vielerlei gesehen hatten und ermattet waren von dem Wege, führte der Vater den Knaben durch das Gebüsch zu dem Wasserfall des Baches, und sie lagerten sich am Abhange eines Hügels. Hier hörten sie das Rauschen des Wassers, das schäumend von den Stufen des Felsen stürzte, und rings umher saßen im Gesträuch die Nachtigallen und sangen zu dem Rauschen des Baches. Da deuchte Theodor, er habe noch niemals solch schönen Nachtigallengesang gehört.

Während sie also saßen und horchten, vernahmen sie Stimmen von Kindern und von einem Manne. Es waren aber die Kinder des Müllers, ein Knabe und ein Mädchen, und sie führten den Großvater, einen blinden Greis, in ihrer Mitte, und erzählten ihm allerlei von den blühenden Stauden und Bäumen am Wege, und ergötzten den Greis durch liebliche Worte und Reden.

Darnach führten sie den Vater in eine Laube auf einen Sitz zwischen den singenden Nachtigallen, und küßeten ihn, und sprangen in den Garten, ihm Blumen und Früchte zu holen.

Der Greis aber lächelte, und als er allein war, entblößte er sein Haupt und betete mit freudigem Antlitz. Da gieng Theodor und seinem Vater das Herz über, und sie beteten auch und dankten zusammt dem Greise. Theodor aber weinte vor Empfindung seines Herzens.

Bald darnach erschienen die Kinder und jauchzten von ferne. Und sie brachten dem blinden Großvater duftige Blumen und reife Früchte. — Theodor aber sagte zu seinem Vater, als sie nach Hause giengen: O wie reich und schön war dieser Morgen!

XXIII. — Die Lilie oder die Lehre des Herrn.

Gottlob, der Sohn frommer Eltern, stand eines Tages vor einer Lilie, sinnend und mit gefalteten Händen, und auf seinem Angesicht leuchtete stille Andacht und die innere Rührung seines Herzens. So traf ihn sein Vater. Wem sinnest du nach, mein Sohn? fragte ihn der Vater.

Da antwortete Gottlob: ich gedachte des Wortes, das der Heiland über die Blume aussprach, als er über Salomo's Herrlichkeit sie erhob.

Und warum dünket dir dieses so eigen? fragte der Vater; du scheinest gerührt. — O mein Vater, antwortete der Knabe, es rühret mich, daß er, der Hohe, sich herabließ zu solchem Lobe einer vergänglichen Blume und ihrer Schönheit.

Darauf sagte der Vater: O wohl, mein Sohn, ich lobe und theile deine Empfindung. Er ließ sich herab zu dieser Blume, um die Menschen zur himmlischen Blüthe zu erheben. Er lehrte sie an dieser Blume Gott erkennen als den Vater alles Lichts und Lebens, er machte sie zur Trösterin der bekümmerten Seelen, und pries ihre einfache Schönheit.

So stehet die Blume ein Bild seiner Lehre, welche Wahrheit, Güte und Schönheit zu einem ewigen Bunde vereinet.

XXIV. — Die Samenkörner.

Ein Vater hatte drei Söhne und wohnte mit ihnen auf einer großen Insel, und versorgte sie samt ihren Kindern, so daß sie niemals Noth und Mangel litten. Als sich aber das Ende des Vaters nahete, rief er die Söhne zu sich und sprach zu ihnen: Ich muß euch jetzt verlassen, und die Stunde meines Scheidens ist herbeigekommen, so müsset ihr nun selbst für euch sorgen, wie ich bisher gethan habe. So könnet ihr auch nicht ferner bei einander bleiben, sondern ihr sollet ausziehen gegen Morgen, gegen Abend und gegen Mitternacht. Reh-

met aber diese Körner, so ich euch gebe, und bewahret sie sorgsam. Und wenn ich nicht mehr bei euch seyn werde, so nehmet jeglicher ein Stück Feldes, und wühlet das Land um, daß es locker werde, den Sonnenschein und Regen zu empfahen. Wenn ihr solches gethan, streuet die Samenkörner hinein und bedecket sie mit Erde, so werdet ihr reichliche Frucht empfangen zur Nahrung und Freude eures Lebens. Bewahret auch den Acker wohl, daß nicht das Wild eindringe und alles verderbe.

Nachdem der Vater solches geredet, verschied er und sie begruben ihn.

Darauf vertheilten sich die Söhne und zogen aus, wie ihnen der Vater geheißen hatte, und nahmen die Körner mit sich. Als sie nun angekommen waren, ein jeglicher an seinem Ort, nahm der Aelteste die Körner, die ihm der Vater gegeben hatte, und sprach in seinem Herzen: Wozu soll ich mir und der Erde solch Leid anthun, daß ich mit Mühe ihren Schooß aufreiße. Die Sonne wird dennoch sie erwärmen und der Regen sie benetzen, so daß sie die Frucht bringe. — Darauf streuete er den Samen auf den harten Boden. Aber er gieng nicht auf und brachte keine Frucht. Da höhnete der Aelteste und vergaß das Geschenk seines Vaters.

Der zweite Sohn, der nach Abend zog, als er ankam, wo er wohnen sollte, sahe die Gegend an, daß sie sehr lustig war, und gedachte in seinem Herzen: Wie sollte ich mir solch ein Uebel thun, den Schooß der Erde aufzuwühlen, so lange das Land mir reichlich seine Freuden bietet. Und er warf die Körner abseits und ließ sie liegen. Darauf, als er die Früchte des Landes verzehret hatte, säete er den Samen seines Vaters. Aber er gieng nicht auf; denn das Gewürm hatte die Keime zernaget, so säete er die Hülsen. Da spottete er der Gabe seines Vaters und vergaß sie.

Der Jüngste aber that, wie sein Vater geboten hatte, prü-

sete den besten Acker, behüngte und grub ihn um mit aller Sorgfalt, zog ein Gehäge umher und streuete den Samen in die Erde. Da keimte der Same, und wuchs und brachte Frucht sechzigfältig. Also that er auch die folgenden Jahre, und sein Acker ward immer größer, desgleichen auch die Aernte, so daß er und seine Kinder und Kindeskinder Ueberfluß hatten.

Nach etlichen Jahren, als die ältesten Brüder in Noth und Mangel gerathen waren, und von des jüngern Bruders Reichthum vernahmen, zogen sie hin, und sahen die Felder ringsum bedeckt mit köstlichen Aehren und Garben, und hörten das Jauchzen der Schnitter auf den Feldern; denn es war die Zeit der Aernte.

Da erstaunten die Brüder und sprachen untereinander: Wir haben Unrecht gethan, die Gabe des Vaters zu verachten.

XXV. — Hasael.

Hasael, der Sohn eines morgenländischen Fürsten, war in dem Thal der Weisen erzogen und zum Jüngling aufgewachsen. Da sandte ihn sein Vater nach Persien, daß er daselbst seine Bildung vollenden und die Sitten und Weise der Menschen erforschen möchte. Dem Jüngling ward alle Freiheit verstattet, aber heimlich beachtete Serujah, sein alter Lehrer, des Jünglings Wege und Wandel.

Als nun Hasael angekommen war in Persien, reizten ihn die Freuden der Stadt und das Gewühl des üppigen Lebens, daß er seiner Bestimmung vergaß und gedankenlos sein Herz den Lüsten hingab. Also gedachte er nicht mehr seines fürstlichen Berufes.

Als er nun eines Tages in den Lustgärten von Ispahan wandelte, gieng Serujah bei ihm vorüber, in der Gestalt eines Pilgers, einen Stab in seiner Rechten.

Hasael aber erkannte Serujah und sprach zu ihm: Von wannen kommst du, und wohin gehet dein Weg? Serujah antwortete und sprach: Das weiß ich nicht. Da erstaunte der Jüngling und sagte: Wie, du hast die Heimath verlassen und bist hinaus gewandelt, und weißt nicht, wohin! — Serujah antwortete, Ich habe es vergessen; so wandle ich hin und her, und welcher von zween Wegen mir der breiteste und lieblichste dünket, den erwähle ich. — Und wohin wird solch irres Wandern dich führen? fragte erstaunt der Jüngling. Serujah antwortete: Das weiß ich nicht; wie sollte es mich kümmern?

Da wandte sich Hasael zu den andern, die um ihn waren, und sprach: Dieser Mann war der Lehrer meiner Jugend und voll Weisheit, aber sehet, er ist zum Narren geworden und entbehret des Verstandes. Ach, wie ist er verwandelt und ein anderer geworden!

Da trat Serujah zu dem Jüngling, und warf seinen Reisebündel zur Erde und sprach: Du sagest es, Hasael — mein Wesen hat sich verwandelt, gleichwie das deinige. Ehmals war ich dein Führer und du folgtest mir auf dem Wege, den ich dir zeigte. Nun aber, seit ich aufgehört dein Führer zu seyn, habe ich mich aufgemacht dir zu folgen. Siehe, mein Wandel, wobei ich des Weges und Zieles vergesse, ist der deine, und so wie mir, so ist auch dir der Geist entwichen. Wer ist der größere Thor, du oder ich, und wer wandelt den schlimmeren Irrweg? . . .

Also redete Serujah. Da erkannte Hasael seine Sünde, und kehrete zurück auf den Weg der Weisheit, den ihm Serujah gelehrt hatte.

XXVI. — Die Schäfchen.

Es war ein stiller heiterer Sommerabend. Die Mutter saß in der Schlafkammer neben der Wiege des holden Säuglings und sang ihn in den Schlummer.

Da kam die kleine Adelheide mit strahlenden Augen aus dem Garten in die Kammer. O, liebe Mutter, rief sie, komm, draußen ist viel Schönes zu sehen!

Nun, was ist es denn? fragte die Mutter. — O etwas sehr Schönes! erwiederte die Kleine, aber du mußt kommen und sehen!

Das möchte ich, wohl gerne, antwortete freundlich die Mutter, aber siehe! das Brüderchen muß schlafen. — Da versetzte das Mädchen bittend: Liebe Mutter, nimm du Brüderchen mit hinaus. Dann sieht er es auch, und freuet sich mit uns.

Da dachte die Mutter in ihrem Herzen: wie ist es dem kindlichen einfachen Sinne so eigen, jede Freude zu theilen, und sie dadurch sich zu verdoppeln und zu erhöhen! Fürwahr, die Einfalt verstehet die Kunst sich zu freuen besser, als die selbstsüchtige grübelnde Klugheit: — wie könnte ich länger mich weigern?

Die Mutter stand auf und blickte in die Wiege. Das Knäbchen schlummerte ruhig und fest. Da gieng sie an der Hand des hüpfenden Mädchens und sprach: nun soll es mich wundern, was du denn Schönes hast!

Als sie nun hinaus in den Garten kamen, da hob die Kleine ihre Händchen gen Himmel und rief: Nun sieh einmal, Mütterchen, die Schäfchen am Himmel! Eine ganze Heerde! wie schön und wie lieb!

Es waren aber zarte Wolkenflöckchen, gestaltet wie Lämmer, die auf der Weide gehen, weiß und kräuslich gebildet, und sie glänzten im Strahl des schönen vollen Mondes.

Und die Mutter des Kindes erhob ihr Antlitz und betrachtete die Wölkchen mit wehmüthiger Freude. Denn sie gedachte eines zweiten Zuges der kindlichen Einfalt, die den hohen Glanz himmlischer Wesen in ihren kleinen Kreis hernieder ziehet, und sie mit irrdischer Schönheit und Wohlgestalt bekleidet. So sah die kleine Adelheide in den Wölkchen des Himmels die Schäfchen der Erde.

O, wohl dir, du zarte kindliche Unschuld! sagte die Mutter, und drückte das Mädchen an ihren Busen.

XXVII. — Der Rhein.

Als im Beginn der Zeit die Natur die Berge gegründet und das Becken des Meers ausgehöhlt hatte, trat sie aus ihrem Wolkenzelt zum Gotthard und sprach: Es gezieмt sich, daß sich zu dem Großen das Gute, und zu dem Starken der ferne Wirkungskreis geselle. Du stehest fest, aber ich will dir einen Sohn geben, der deine Kraft und deinen Segen, den du dem Himmel entnimmst, in die Ferne trage!

Sie sprach es, da quoll aus dem Berge der Rhein.

Fröhlich und frei, voll Kraft und Muth, wallte der junge Strom das Gebirg hinab. Spielend stürzte er sich in den Bodensee; aber der See fesselte ihn nicht. Die Wellen des Sees thaten sich von einander: ungeschwächt und in eigenthümlicher Gestalt kam der Strom empor und setzte seine Bahn fort. Denn er war ein Sohn der Natur und auf dem Gebirge gebohren.

Er war Jüngling und erkohr sich seine Bahn. Die edle Natur irret nicht in ihrer Wahl. Sie erkieset das Große und Gute. — Er grub sich selbst seinen Weg durch Felsen

und Gebirge. Sie übten und mäßigten die Fülle seiner Jugendkraft. Dafür begrenzten auch Nebengebirge den Pfad des Jünglings.

Herrlich war seine Laufbahn. Hundert Ströme und zahllose Bäche begleiteten ihn, und vermischten ihre lieblichen Wellen mit seinen kraftvollen Fluthen. Den das Göttliche zeucht an sich das Edle, und das Hohe strebt sich zu vereinen mit dem Höchsten.

Männlich und ruhiger ward nun sein Gang. Stiller floß er dahin, aber nicht schwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Fesseln ihn binden. Er zerriß sie, wie man Fäden zerreißt. — Er hatte die Kraft seiner Jugend geübt, und Felsen zerrissen.

Sein Strom glich nun einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber segenreiche Kornfelder umgaben ihn; sein Rücken trug Schiffe und Flösse. — So gebieret die stillere Kraft auch das Nützliche zu dem Schönen.

Er nahete sich nun dem Ziele seiner Laufbahn. Da theilte die Natur ihn in vielfache Ströme, die man mit andern Namen benennt. Den Namen Rhein nennet man nur, wenn man von seiner Größe und seinen Segnungen redet.

So bleibt auch der ruhenden Kraft ihre Würde.

XXVIII. — Das Kornfeld.

Der Sommermond hatte die Saaten des Feldes gereift. Die vollen Aehren rauschten im Winde, und der Landmann war schon hinausgegangen zu sehen, ob er die Schnitter senden müsse. Er bedachte den Platz seiner Scheuer und berechnete in sich den Gewinn, den ihm der Reichthum seines Feldes bringen solle. Denn er war reich; aber sein Herz war ungenügsam und karg und voll irdischer Sorgen.

Da nahete sich ihm der weise Lehrer der Gemeine, und sagte: Die Erde bringet auch dieses Jahr reichlich das Brod hervor. Die Aehren sind schwer, und bald werden die Schnitter reiche Garben binden!

Wohl wahr! erwiederte der Landmann, man hätte kaum ein gesegneteres Jahr erwarten mögen. Das Land wird die Aussaat vielfältig wiedergeben.

Da antwortete der edle Pfarrherr und sprach: Möchte denn auch der vernünftige Herr der Erde die todte Scholle, die er beackert, nachahmen. Sie empfängt nur des Samens ein wenig, und erstattet ihn vielfältig. Der Mensch empfieng so viel, und bringet oft so wenig.

Diese Rede traf das Herz des kargen Ackermannes, und er fühlte sich beschämt. Denn er war karg und voll Sorgen für die kommenden Tage und nur darauf bedacht, sich Schätze zu sammeln.

Aber er verhehlte die innere Schaam und sprach zu dem Pfarrherrn: Wohl sollte jedermann thätig seyn, sein Hauswesen fein zu besorgen, damit er auch einst Andere erfreuen möge. Deshalb soll der Mensch im Schweiß seines Angesichts arbeiten daß er sich selber das nützliche reichlich hervorbringe, so wie die wohlbeackerten Felder die Aussaat vervielfältigen. Darum versammelt auch die Natur Aehre an Aehre auf den Gefilden, und das ganze Saatfeld scheinet nur Ein Halm zu seyn.

Aber der Pfarrherr sagte darauf: Wohl ist die Gestalt des Kornfeldes einfach, und es reihet sich die Aehre an die Aehre, auf daß viele versorgt werden. Aber die Zeit der Aussaat ist kurz, und das Korn wächset ohne menschliches Zuthun von selber und bringet den Halm und die Aehre, und die Tage der Aernte währen auch nur kurze Zeit. So mag denn der Mensch mit Muße sein Gefild beschauen, und die blaue Cyane und den rothglühenden Mohn und die Purpurblume betrachten, die zwischen den Halmen blühen, und die Lerche hören, die aus den Furchen zum Himmel emporschwebt. Denn nicht umsonst blühen jene und schwebet diese zwischen und über den einförmigen Halmen empor. Sie sollen den Herrn des Feldes erinnern, daß es noch etwas anders giebt als den Staub der Furche, und die Aehre, die aus ihm emporwächst, damit er in dem Streben nach dem Nützlichen auch des Schönen und Guten gedenke, und auf dem niedern Boden nicht das Höhere verschmähe.

Also redete der edle Pfarrherr. Aber den kargen Ackermann verdroß die Rede und er vernahm sie mit finsterer Stirn, und gieng von dannen.

Denn die gute Lehre des weisen Mannes dünket dem bösen Herzen ein herber Spott, und ist ihm eine bittere Wurzel.

XXIX. — Die Freundschaft.

Zwei Jünglinge, Freunde wie einst Damon und Pythias, wandelten an einem Frühlingstage Arm in Arm in einem Walde. Laß uns hier, sprach einer zu dem andern, ein Bild unserer Freundschaft suchen! Findet doch der Mensch so gern sein inneres Leben in irgend einem Bilde der Natur!

Siehe dort, sagte Damon, den Epheu, der sich um die

junge Eiche rankt! — Herrlich und in jugendlicher Kraft erhebt sich der Baum, wie eine Tempelsäule, von fröhlichen Jünglingen und Jungfrauen mit dem ersten Laube des Frühlings umwunden. Der zarte Epheu umschlingt ihn, als ob er Eins mit ihm zu werden strebte. Ohne die Eiche läge er im Staube! — Die Jünglinge sahen sich an, und sprachen: Schön ist das Bild, und lieblich schmückt das frische Grün den ernsten Eichenstamm. So trägt und erhebt das Starke, sich selbst durch Liebe veredelnd, das Zarte und Schwache. So trug auf nervigtem Arm der edle Herakles die kindliche Unschuld. Schöner freundlicher Bund! — Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!

Siehe dort am Hügel bindet der Winzer die Rebe an den Ulmbaum! Ein kluger Verein! Das Feste trägt das Geschmeidige und Nützliche, um dem Menschen die edelste Frucht zu bereiten. So füllet ihr uns den Becher mit Freuden! Seyd uns denn dankbar gesegnet im nützlichen Streben! — Aber ist es nicht ein Bund von Menschenhand gestiftet? sagten die Jünglinge. Sein Ziel ist Gewinn. Kann nicht auch leicht der Weinstock, mit Trauben belastet, die Zweige des stützenden Baumes zerreissen? und sein breites Laub die Blätter der Ulme ersticken? — Schön ist das Bild — es ist das Bild des Vereins menschlicher Kräfte zur bürgerlichen Gemeinschaft, daß Nützliches daraus entsprieße. — Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!

Der Freundschaft Seelenbund hat nichts im Himmel und auf Erden, das ihm gleiche! riefen die Jünglinge. — Sie standen in dem vereinten Schatten zweier jungen Eichen. Sie sahen die schlanken und kräftigen Bäume an. Welch ein herrliches Gewächs! sprachen sie. Ihre Wurzeln schlingen sich

fest in einander, ihre Häupter streben in gleicher Höhe zum Himmel empor! Beide zum Himmel emporstrebend, widerstehn sie gemeinsam dem Sturm; und überwältigt er sie, — sie können nur gemeinsam fallen. Ist hier das Bild unserer Freundschaft? fragten die Jünglinge. — Sie sahen sich an, ihre Augen glänzten, und sie umarmten sich im Schatten der männlichen Eichen.

XXX. — Tod und Schlaf.

Brüderlich umschlungen durchwandelten der Engel des Schlummers und der Todesengel die Erde. Es ward Abend. Sie lagerten sich auf einem Hügel nicht fern von den Wohnungen der Menschen. Eine wehmüthige Stille waltete rings umher, und das Abendglöckchen im fernen Dörfchen verstummte.

Still und schweigend, wie es ihre Weise ist, saßen die beiden wohlthätigen Genien der Menschheit in traulicher Umarmung, und schon nahete die Nacht.

Da erhob sich der Engel des Schlummers von seinem bemoosten Lager, und streute mit leiser Hand die unsichtbaren Schlummerkörner. Die Abendwinde trugen sie zu den stillen Wohnungen des müden Landmanns. Nun umfieng der süße Schlaf die Bewohner der ländlichen Hütten, vom Greise, der am Stabe geht, bis zu dem Säugling in der Wiege. Der Kranke vergaß seiner Schmerzen, der Traurende seines Kummers, die Armuth ihrer Sorgen. Aller Augen schlossen sich.

Jetzt nach vollendetem Geschäft, legte sich der wohlthätige Engel des Schlummers wieder zu seinem ernsteren Bruder hin. Wenn die Morgenröthe erwacht, rief er mit fröhlicher Unschuld, dann preisen mich die Menschen als ihren Freund und Wohlthäter! O, welche Freude, ungesehen und heimlich wohlzuthun! Wie glücklich sind wir unsichtbaren Boten des guten Geistes! Wie schön unser stiller Beruf!

So sprach der freundliche Engel des Schlummers.

Ihn sah der Todesengel mit stiller Wehmuth an, und eine Thräne, wie die Unsterblichen sie weinen, trat in sein großes dunkeles Auge. Ach, sprach er, daß ich nicht, wie du, des fröhlichen Dankes mich freuen kann. Mich nennt die Erde ihren Feind und Freudenstörer!

O, mein Bruder, erwiederte der Engel des Schlafes, wird nicht auch beim Erwachen der Gute in dir seinen Freund und Wohlthäter erkennen und dankbar dich segnen? Sind wir nicht Brüder, und Boten Eines Vaters?

So sprach er, da glänzte das Auge des Todesengels und zärtlicher umfiengen sich die brüderlichen Genien.

XXXI. — Die Rosenknospe.

Ein Knabe stand neben einem Rosenstrauch voll Knospen und blühender Rosen. Mit geschäftiger Freude betrachtete er bald diese bald jene Rose, dann ein Blüthenblatt, dann eine Knospe. Der Vater belauschte ihn von ferne. Er stand in der schattigen Laube, und mit inniger Liebe und eigener Empfindung hieng sein Auge an dem Liebling seines Herzens. Ist es mir nicht, sagte er zu sich selbst, als ob aus dem Rosenbusch eine göttliche Prophetenstimme zu mir redete, die in seinen Knospen und Blüthen mir das Vorbild künftiger Vaterfreuden zeiget? — Oder was macht mir das Kind so wunderschön und theuer am blühenden Rosenstrauch?

Also der Vater. Der Knabe aber ward nicht müde, zu schauen und sich zu verwundern. Die Bewunderung des Schönen wecket den Sinn für das Wahre. — Er wollte erforschen, auf welche Weise sich die Knospe zur Rose entwickele. Er schlug die Aermchen übereinander, und sah mit unverwandtem Blick auf die Knospe hin. Der Vater lächelte. — So

mögen höhere Wesen lächeln, wenn sie einen Weisen der Erde seine bewaffneten Augen auf einen Stern oder in den innern Bau eines Feuerwürmchens richten sehn.

Der Knabe fand bald, daß all sein Streben vergeblich sey. Er pflückte nun eine Knospe, brach sie auf, und betrachtete das Innere mit großer Aufmerksamkeit. Da trat der Vater hinzu.

Wem sinnest du denn so ernsthaft nach, mein Kind? fragte er. O mein Vater, sagte der Kleine, ich möchte so gerne wissen, wie die Knospe es macht, daß sie eine Rose wird, und deshalb habe ich sie gepflückt und auseinander gefaltet. Aber ich sehe nur kleine unansehnliche Blättchen voll Falten und Runzeln. Möchte ich sie nur nicht verletzt haben!

Das schadet nichts, mein Kind, erwiederte der Vater, die Natur hat für Ueberfluß gesorgt. Sie bedachte nicht nur unsere Bedürfnisse, sondern auch unsere Freuden und Wißbegierde. Du hast doch wenigstens gelernt, daß es nicht so leicht sey in ihre Geheimnisse zu dringen.

Aber ich bin um nichts verständiger dadurch geworden, sagte der Knabe.

Wenn auch nicht, antwortete der Vater. Du hattest doch den aufrichtigen Vorsatz dich zu belehren. Ein guter Vorsatz ist ja schon an sich etwas Gutes. Der Erfolg hängt nicht immer von dem Menschen ab. Und gelingt auch dieser, so bleibt der gute Wille doch immer das Beste.

Nach einer Pause sagte der Knabe mit bescheidener Wißbegierde: So sage du mir es denn, lieber Vater, wie die Knospe zur Blume sich bildet?

Da antwortete der Vater: Mein Kind, ich kann dir nur in drei Worten sagen, was geschiehet: die Knospe nimmt zu an Größe, Schönheit, und Anmuth bis zu ihrer Vollendung. Alles andere weiß ich so wenig wie du!

Die Natur giebt uns das vollendete Schöne: — aber sie verbirgt die Hand, mit welcher sie es hervorbringt und darreicht.

Da nahm der Knabe von neuem das abgebrochene Knöspchen und sagte zum Vater: Wenn die Knospe sich selbst so schön zu bilden vermag, schöner als alles, was die Menschen machen, warum kann sie sich denn nicht einmal gegen den schwachen Finger eines Kindes schützen? Warum vermag sie zugleich so viel und doch auch so wenig?

Sollte sie denn wohl sich selber gebildet haben, Wilhelm? fragte der Vater, und sah den Knaben mit freundlichem Ernst an.

O gewiß, antwortete der Knabe — die Blumen haben wohl auch, wie ich, eine Mutter und einen Vater, der sie nähret, verpflegt und auferziehet!

Einen Vater mit uns! — erwiederte gerührt der Vater des Knaben, aber wir sehen ihn nicht, wir empfinden nur seine Macht und seine Liebe in uns und um uns her!

So sprach er. Da ward es dem Knaben eigen im Gemüthe. Denn der Vater hatte ihm ein Kleinod in das Herz gelegt.

Und von nun an betrachtete er den Rosenbusch und die Blumen des Feldes als stille brüderliche Wesen, und nahm zu an Alter, Weisheit und Anmuth. — Aber der Vater behielt die Worte des Kindes in seinem Herzen, und erzählte sie der zärtlichen Mutter des Knaben.

Wie liegt doch, sagte die Mutter, der unschuldigen Einfalt die höchste der Wahrheiten so nahe!

XXXII. — Die Bienen und der Schmetterling.

Ein Bienenvater führte seinen jüngern Freund in seine Bienenhütte, und zeigte ihm die wundersame Thätigkeit des klei-

nen Völkchens. Unterdeß flatterte ein herrlicher Schmetterling hinzu. Der Glanz des Goldes, die Bläue des Himmels und der Purpur der Abendröthe flossen auf seinen großen Flügeln in einander. Er wiegte sich auf einer Blume, und schwebte dann vorüber.

"Welch ein schönes Geschöpf!" rief der Bienenvater, "und "es entwickelte sich aus einer kriechenden Raupe!"

Da wunderte sich der Freund des Mannes und sprach: Ich glaubte, ihr Bienenfreunde hättet nur ein Herz für eure Bienenkörbe, und übersähet die andern Gaben der Natur!

Freund, erwiederte der Bienenvater, ich liebe die Bienen nicht aus Eigennutz, blos um des Vortheils willen, den sie mir bringen! — Nur die niedern Neigungen verengen das Herz des Menschen und machen ihn einseitig. Aber je näher er sich mit Liebe der Natur anschließet, um desto mehr erweitert sich sein Herz, und sein Auge erhellt sich für jegliches Schöne und Gute, das ihn umgiebt.

Aber, fuhr der Freund fort, der schönste Schmetterling läßt sich doch nicht mit der emsigen, nützlichen Biene vergleichen...

Da zeigte der Bienenvater auf seine summenden Körbe und sprach zu seinem jüngeren Freunde: Mein Lieber, hier hast du das Bild des thätigen Lebens in seinen Beschränkungen, des gebundenen Geistes in seinem irdischen Wirken. Dort das Bild des entwickelten Geistes in seiner Freiheit und Erhebung über dem Staube. Darum schmückten auch die göttlichen Bildner des Alterthums die reine entwickelte Seele mit den Flügeln des Schmetterlings.

Freilich ein Bild und Gleichniß! — erwiederte jener — aber vermochte denn die Natur nicht, das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinen?

Da antwortete der Bienenvater ein wenig mit Unwillen: Soll denn das Geistige und Höchste immer an die Erde gefesselt,

und das Göttliche zu irdischen Zwecken hinabgezogen werden? Das hieße, seine göttliche Natur entadeln.

XXXIII. — Die Nachtigall.

Frühmorgens im Beginn des Aerndtemondes begleitete Sophron seinen Vater auf das Feld. Die Lerche sang über ihren Häuptern. — Ein freundlicher Vogel! begann der Vater. Er begrüßt mit seinem fröhlichen Liede das erste Dämmern des Tages, so wie das leise Erwachen des Frühlings; er schwebt empor, daß alle Welt sein Lied vernehmen möge, und verstummt nur, wenn die Natur ihre Schöpfungen vollendet hat.

Der Jüngling bejahte die Rede des Vaters. Aber, fügte er hinzu, warum nimmt uns die Natur so schnell den schönen unvergleichlichen Gesang der Nachtigall? Ist es doch, als ob sie nur einige Tage gesungen hätte!

Ungenügsamer! antwortete lächelnd der Vater. Machst du es doch nach der Weise der meisten Menschen. Muß denn das Schönste, was uns der Himmel spärlich ertheilet, nur dazu dienen, um uns gleichgültiger und kälter zu machen gegen das Schöne und Gute, das er im reichen Maße uns spendet?

Nicht gleichgültiger, lieber Vater, erwiederte der Jüngling, der Mensch hat alsdann nur einen höhern Maßstab empfangen — und soll er denn nicht nach dem Höchsten streben? — Soll er nicht das niedere Schöne schätzen, aber das Höchste verehren und lieben? — Soll ihn nicht die Achtung des Schönen zur Verehrung des Schönsten geleiten? . . .

Wohl! mein Sohn, sagte der Vater, ich stimme dir bei. Ich redete auch nur von der Weise der Menschen, wie sie zu seyn pflegt, nicht aber von der menschlichen Weise, wie sie seyn sollte.

Nach einer Weile begann Sophron von neuem: Wenn nun das Schönste das Ziel ist, wornach der Mensch streben soll, warum nimmt uns denn die Natur so bald den Genuß des lieblichsten Gesanges?

Der Vater antwortete: Erinnerst du dich noch, mein Lieber, wie dir war, als du zum erstenmal den Gesang der Nachtigall vernahmest?

O, sagte der Sohn, wie könnte ich je des schönen Abends vergessen?

Du wareſt gerührt, fuhr der Vater fort, über den ernsten und hohen Gesang, den die Natur diesem zarten Geschöpf anvertraute. Die Dichtung des kindlichen Alterthums, daß die Seele eines geliebten Sängers der Urwelt in das kleine Thier übergegangen sey, deuchte dir Wahrheit 2); denn jeder Ton schien dir Empfindung und Gedanke — alles die höchste Vollendung in seiner Art.

O, wohl, mein Vater, erwiederte der Jüngling, je näher man der Natur ist, und je mehr sich unser Herz ihrer Sprache öffnet, um desto leichter begreift man auch das kindliche Wort der einfachen Urwelt!

Und nachdem du sie nun mehrere Wochen gehört hatteſt, sagte der Vater, da hörteſt du sie zwar gern und mit Freuden, aber doch nicht mit jener Empfindung — dein Entzücken erlosch allmählich — du hörteſt gleichgültiger — nicht wahr, mein Lieber? war es nicht so?

Der Jüngling bejahte es und sah den Vater befremdet an.

Der Vater aber lächelte und sprach: Diese Frage war nicht, wie du zu glauben scheineſt, überflüßig. Um uns eines richtigen Urtheils über das, was außer uns ist, bewußt zu werden, müssen wir vorher einen richtigen und hellen Blick in uns selbst gethan haben. — Würdeſt du vielleicht nicht allmählich ganz

2) Nach Plato gieng die Seele des Thamyris in eine Nachtigall über.

aufgehört haben, das Große, Schöne und Rührende dieses wundersamen Gesanges zu empfinden?

Aber, fiel der Jüngling dem Vater in das Wort, die Lerche erfreut uns doch den ganzen Frühling und Sommer hindurch mit ihrem freundlichen Liede.

Wohl! mein Sohn, erwiederte jener. Das Schöne ist ein Bedürfniß des Menschen. Darum ließ uns die gütige Natur es niemals daran fehlen. Aber das Schönste, das Vollendete, ist etwas heiliges — es soll zu dem Göttlichen uns leiten, dessen Ausfluß es ist — und darf nicht gemein und entweihet werden. Deshalb verlieh sie uns jenes immer — dieses aber erscheint uns seltener, damit wir es in unserer Seele aufnehmen. — Nicht wahr, jetzt in dieser Morgenstunde ist dir der Gesang der Nachtigall eben das in der Empfindung, was er dir an jenem ersten Tage in der Wirklichkeit war?

Der Jüngling winkte dem Vater freundlichen Beifall, und beide wandelten lange schweigend neben einander.

XXXIV. — Aesopus.

Aesopus, der unvergleichliche Erzähler anmuthiger Mährchen von Thieren und Pflanzen, ward von seinem harten Herrn jämmerlich geschlagen und aus der Stadt in die Wüste getrieben. — O, der unglückliche Mensch, rief einer seiner Mitsklaven, als er hinausgeworfen ward. — Unglücklich? fragte Aesop, warum denn mehr als du? — Was kann dir denn in der Wüste noch Glück und Freude gewähren? erwiederte der Sklave.

Das Gefühl meiner Freiheit! antwortete der phrygische Mann, und man trieb ihn hinaus.

Nach etlichen Tagen giengen einige, die ihn kannten, hinaus, seine Gebeine zu begraben. Denn sie glaubten, er würde freiwillig seinem mühseligen Leben ein Ende gemacht haben.

Aesop aber saß vergnügt unter einem Baum. Deß wunderten sich jene und sagten ihm, weshalb sie gekommen seyen. Da lächelte er und erzählte ihnen das Mährchen von dem Holzhacker und dem Tode. — Jene aber fragten: Was vermochte denn den geplagten mühseligen Holzhacker, dem gerufenen Tode nicht zu folgen? — Aesopus antwortete: Die Süßigkeit des Daseyns und die Schwielen seiner Hand!

Da trat einer hervor und sprach: Aesop, wir erstaunen billig über deine Heiterkeit und deinen fröhlichen Sinn. Die Natur versagte dir alles, was den Menschen erfreuen mag — dein Körper ist gebrechlich, und du vermagst kaum ohne Beschwerde die Luft zu athmen; deine Gestalt ist häßlich, die Menschen spotten deiner, sobald sie dich erblicken, und wollen dich nicht einmal als Sklaven um sich dulden, — und jetzt in dieser menschenleeren Gegend ... Was konnten dir die Götter zum Ersatz geben?

Aesop antwortete: Einen Theil ihrer göttlichen Natur! — Sie lehrten mich die Sprache der Thiere, und verliehen mir die Schöpferkraft, sie reden zu lassen.

Du meinest wohl deine Weisheit, begann nun ein anderer aus dem Haufen — und scheinest zu behaupten, daß die Natur auf der einen Seite ersetze, was der andern mangelt. Da müßte ja der Thor sich selber am ersten entfliehen, oder der ungerechten Natur fluchen, wenn er einen Blick in sein Inneres thäte.

Er blickt nur, versetzte Aesop, auf das Aeußere, und in seinem Inneren empfieng er zum Ersatz die täuschende Blüthe der Narrheit — den Eigendünkel.

Bewundernd verließen sie den fröhlichen Weisen. Aber ehe sie von ihm schieden, fragten sie ihn: Wirst du denn dein Leben

und den Schatz deiner gesammelten Weisheit und Erfahrungen hier in der Wüste vergraben? — Aesop antwortete: Mit nichten, ich will mich aufmachen und dahin begeben, wo die Menschen der Wahrheit und Weisheit am meisten bedürfen! — Und wo ist denn das? fragte man. — Er sprach: Wo die meisten Priester, Tempel und Altäre sind! — und begab sich nach Delphi.

Aber er war noch nicht lange Zeit in Delphi gewesen, da erhuben die Priester eine große Verfolgung gegen ihn, weil er die Wahrheit freimüthig redete. Und sie beschuldigten ihn des Tempelraubes und warfen ihn in einen finsteren Kerker. Aber der kleine phrygische Mann war auch hier heiter und gutes Dinge, so daß sich der Kerkermeister verwunderte und ihn fragte: Was kann dich in aller Welt heiter erhalten in diesem finstern Gewölbe? Aesop antwortete: Die Zufriedenheit mit mir selbst.

Aber die Priester ließen ihn aus seinem Kerker führen, um ihn von dem Phrädriadischen Felsen zu stürzen. Er aber wandelte mit heiterm Antlitz den Weg zum Tode. Da fragte ihn ein Mann aus dem Volke: Was erfüllet dich mit solcher Kraft, daß du noch im Angesicht des Todes deinen Muth und frohen Sinn nicht verliehrest? Aesop antwortete: Das Bewußtseyn der Unschuld und mein vergangnes Leben. — Und hiemit stürzte man ihn von dem Felsen, und er gab seinen Geist auf.

XXXV. — Der Tulpenbaum.

Ein Gärtner kam zu einem andern, der auch ein Gärtner war und viele herrliche Pflanzen und Bäume erzogen hatte. Da redeten sie von allerlei Gewächsen, die in fernen Weltgegenden geboren und einheimisch, und auch in den kälteren Him-

melsstrichen grünen und blühen, und nannten einander die eigenen sonderlichen Namen, welche auszusprechen und zu behalten nicht Jedermanns Sache ist. — Sie giengen aber in den Garten und besahen die mannigfaltigen Gewächse und redeten.

Da erzählte der fremde Gärtner, daß er sich ein Gewächs erzogen, welches ein sonderliches vor andern sey, genannt der Tulpenbaum; denn seine Blüthe sey den Tulpen ähnlich an Gestalt, er stamme aber aus fernen, fernen Landen, und sey nicht zu vergleichen allen andern Bäumen. So rühmte er den Tulpenbaum über die Maßen.

Da entzündete sich in dem Herzen des andern Gärtners die Begier, auch einen solchen Baum zu haben, und er bot jenem die schönsten Bäume seines Gehäges, daß er ihm einen Tulpenbaum sendete. Und jener gieng und sendete den Baum.

Und als der Tulpenbaum begann zu grünen und Knospen zu gewinnen, da war der Gärtner voll Freude, und erzählete allenthalben von seinem Baum, und daß er bald Tulpen bringen würde. Der Gärtner aber und alle seine Freunde meineten, der Baum müsse von überschwenglich schöner Gestalt seyn, jede Blume von herrlich glänzender Farbe und mit feurigen und purpurnen Streifen, und der ganze Baum gleich einem auserlesenen Tulpenbeet von tausend Farben. Denn der fremde Gärtner hatte den Baum über die Maßen gerühmt.

So harreten sie und die Tage und Stunden deuchten ihnen sehr lang, bevor er blühte und sich die Knospen aufthaten.

Endlich thaten sich die Knospen auf. Aber der Gärtner und seine Freunde merkten es nicht. Denn sie glaubten, die Gestalt seiner Blüthe müsse eine andere seyn. Als sie nun aber merkten und sahen, daß es in der That die volle Blüthe sey, — da achteten sie seiner Schönheit gar wenig, denn er blühete in bescheidener Schönheit und Einfalt; sondern sie wurden unwillig und zürnten sehr, und brachen heimlich aus Schaam und Unwillen alle Blüthen und Knospen ab, und zerstöreten sie,

damit sie nicht von Andern ihres Rühmens wegen verspottet würden.

Also begab sich diese Geschichte. Sie lehret aber, daß man das Unbekannte und auch seine Freunde nicht über die Maßen rühmen und preisen solle. Denn der Mensch ist von Natur ungenügsam, und verlanget, das Gute solle das Beste, und das Schöne das Schönste seyn, und wenn er es nicht also findet, dann zürnet er und verachtet das Gute und Schöne, weil es nicht das Allerschönste und Beste ist.

XXXVI. — Das heimathliche Licht.

Ein Pilger eilte aus fernen Landen zurück zu seiner Heimath, und seine Seele war voll süßer Hoffnung. Denn er hatte in vielen Jahren seine lieben Eltern und Brüder nicht gesehen. Deshalb eilte er sehr. Aber als er auf dem Gebirge war, überfiel ihn die Nacht, und es war sehr dunkel, so daß er den Stab in seinen Händen nicht zu sehen vermochte. Und als er von dem Gebirge hernieder kam in das Thal, verirrte er sich auf seinem Wege und wandelte rechts und links, und ward sehr betrübt und seufzte: Ach möchte doch ein Mensch mir begegnen, der mich aus meinem Irrsal auf den rechten Weg führete, wie wollte ich ihm dankbarlich es erkennen! — Also sprach er und stand stille, und harrete eines Führers.

Indem der verirrte Pilger also da stand, voll Zweifel und Unruhe, siehe! da schimmerte aus der Ferne ein wankendes Licht in der Finsterniß, und sein Schimmer deuchte ihm lieblich in der dunkeln Nacht. Sey mir gesegnet, rief er, du Bote des Friedens! du verkündest mir die Nähe menschlicher Wesen! — Dein matter Schimmer erscheint mir im Dunkel der Nacht erfreulich wie ein Morgenroth.

Er eilte mit starken Schritten zu dem Schimmer in der Ferne, und meinte den Mann zu sehen, der das Licht trüge. Aber siehe! es war ein Irrlicht, das, aus Sümpfen gebohren, über dem stehenden Pfuhl schwebte. Er aber wandelte dem Rande eines Abgrunds entgegen.

Plötzlich erscholl eine Stimme hinter ihm und rief: Halt! oder du bist ein Kind des Todes! — Er stand und schaute sich um. Es war die Stimme eines Fischers, der aus seinem Kahn ihm zurief. — Warum, fragte er, soll ich dem freundlichen Lichte nicht folgen? ich bin ein verirrter Wanderer! — Freundliches Licht? sagte der Fischer, so nennest du den trüglichen Schimmer, der den Wanderer ins Verderben lockt! Unterirdische böse Mächte erzeugen aus stinkenden Sümpfen den nächtlichen Dunst, der den Glanz des freundlichen Lichts nachahmt. Siehe, wie sie unstät dahin wankt, die böse Geburt der Nacht und Finsterniß! Also sprach er, da erloschen das trügerische Irrlicht.

Das Irrlicht war erloschen, und der müde Pilger dankte dem Fischer seine Rettung mit herzlicher Erkenntlichkeit. Der Fischer aber antwortete und sprach: Wie sollte ein Mensch den andern im Irrthum lassen und ihn nicht auf den rechten Weg führen? Gott haben wir beide zu danken; ich, daß er mich zum Werkzeug ersah, dir eine Wohlthat zu erweisen, du, daß es sich so fügen mußte, daß ich mich in dieser Stunde im Kahn auf dem Gewässer befand.

Darauf verließ der gutmüthige Fischer seinen Kahn, begleitete den verirrten Pilger eine Strecke und bezeichnete ihm den rechten Weg zu seiner väterlichen Wohnung. Dieser wandelte jetzt getrostes Muthes und zwischen den Bäumen schimmerte ihm von ferne das heimathliche Licht mit stillem bescheidnem

Glanz entgegen, — ihm doppelt erfreulich, da er es durch Gefahren und Irrthum erreicht hatte. Er klopfte an, und das Pförtchen öffnete sich, und Vater und Mutter und die Brüder und Schwestern hiengen an seinem Halse und küßten ihn und weineten vor Freuden.

XXXVII. — Die Lieblingsblumen.

Gustav, Hermann und Allwina, die blühenden Kinder eines Gutsbesitzers, wandelten an einem schönen Frühlingstage auf das Feld. Die Nachtigallen und Lerchen sangen, und die Blumen entfalteten sich im Thau und in den milden Strahlen der Morgensonne.

Die Kinder aber blickten voll Freude umher, und hüpften von einem Hügel zum andern, und flochten sich Blumenkränze. Auch priesen sie in Liedern die Herrlichkeit des Lenzes und die Liebe des allmächtigen Vaters, der die Erde mit Gras und Blumen bekleidet, und besangen die Blumen, von der Rose, die auf dem Strauch wächset, bis auf das Veilchen, das im Verborgenen blühet, und das Haideblümchen, an welchem die Bienen saugen.

So erschien der Frühling des Lebens und des Jahres in lieblichem Bunde.

Darauf sprachen die Kinder unter einander: Lasset einen jeden von uns sich ein Blümchen wählen, das sein Liebling sey vor andern! Und sie freueten sich ihres Vorsatzes und sprangen in das Feld, sich die Lieblingsblümchen zu suchen. Dort in der Laube kommen wir wieder zusammen! riefen sie.

So wandelten die drei Kinder in Eintracht ihre verschiedenen Wege, um das Schöne zu sammeln. Eine liebliche Blumenlese!

Bald erschienen sie wieder alle drei auf dem Wege zur Laube. Jedes trug einen vollen Straus seiner gewählten Lieblingsblumen in der Hand. Als sie sich einander erblickten, hielten sie die Blumen hoch empor und jauchzten laut auf vor Freude. Darnach traten sie in die Laube zusammen und beschlossen einmüthig und sprachen: Nun soll ein jeder sagen, warum er sich diese erwählt hat!

Gustav, der ältere, hatte sich das Veilchen erkohren. Sehet, sprach er, es blühet und duftet in bescheidener Stille zwischen Moos und Halmen, und sein Wirken ist so verborgen, wie das leise Kommen und Segnen des Frühlings. Aber es wird von den Menschen geehrt und geliebt, und in schönen Liedern besungen, und jeder trägt ein Sträuschen, wenn er vom Felde kommt, und nennt das schöne Veilchen das erstgebohrene Kind des Lenzes und das Blümchen der Bescheidenheit. Darum habe ich es mir zu meinem Blümchen erkohren.

Also sagte Gustav und reichte Hermann und Allwina einige seiner Blumen. Diese aber empfiengen sie mit inniger Freude. Denn es waren nun auch die Blümchen des Bruders.

Da trat Hermann hervor mit seinem Blumenstraus. Es war die zarte Feldlilie, die unter den kühlen Schatten des Wäldchens wächset, und ihre Blüthenglöckchen wie Perlen aneinander gereiht und weiß wie Sonnenlicht, erhebet. Sehet, sprach er, dieses Blümchen habe ich mir erwählt. Denn es ist ein Bild der Unschuld und des reinen Herzens, auch verkündet es mir die Liebe dessen, der den Himmel mit Sternen und die Erde mit Blumen schmückt. — Ward nicht die Lilie des Feldes vor andern Blumen gewürdiget, Zeugniß zu geben von der Vaterliebe dessen, in dem alles lebet und webet? — Sehet, darum habe ich die kleine Lilie mir zu meinem Lieblingsblümchen erkohren!

Also sprach Hermann und reichte seine Blümchen dar. Und

die beiden andern empfiengen sie mit frommer Freude und Verehrung. Und so ward das Blümchen geheiligt.

Da kam auch Allwina, das fromme liebliche Mädchen, mit ihrem gesammelten Blumenstraus. Es war das blaue zarte Vergißmeinnicht. Sehet, ihr lieben Knaben, sprach das holde Mädchen, dieses Blümchen habe ich an dem Bächlein gefunden! — Nicht wahr, sie glänzen, wie ein helles Sternchen am Himmel, und spiegeln sich in dem klaren Gewässer, an dessen Rande sie wachsen, und das Bächlein fließet nun schöner und wie bekränzt dahin. Darum ist es auch das Blümchen der Liebe und Zärtlichkeit, und ich habe es mir zum Liebling erkohren, und gebe es euch beiden. So gab sie es den Brüdern mit einem Kuß, und die Brüder dankten mit einem Kuß. Und die Schutzengel der Kinder lächelten dem lieblichen Bunde der Unschuld.

So waren die Lieblingsblumen erkohren. Da sprach Allwina: Wir wollen in zwei Kränze sie flechten, und den lieben Eltern sie weihen!

So flochten sie zwei Kränze von den schönen Blumen, und trugen sie zu den Eltern, und erzählten ihr ganzes Beginnen und die Wahl ihrer Blumen.

Da freueten sich die Eltern ihrer guten Kinder und sprachen: Ein lieblicher Kranz! Liebe, Unschuld und Bescheidenheit in einander verschlungen! Sehet, wie das eine Blümchen das andere hebet und verschönert, und so bilden sie gemeinsam die schönste Blumenkrone!

Aber es fehlet noch eines — antworteten die Kinder — und bekränzten mit gerührter Dankbarkeit den Vater und die Mutter.

Da wurden die Eltern bewegt vor Freude, und umarmten

die Kinder herzlich und sprachen: "Ein solcher Kranz ist doch "herrlicher, denn Fürstenkronen!"

XXXVIII. — Der Bienenstand.

In einer Stadt lebte ein edler menschenfreundlicher Mann, dem gieng es zu Herzen, daß die Kinder der Armuth so blindlings aufwuchsen und ihre Tage in Müßiggang verlebten. Da sprach er zu sich selber: Ich will sehen, daß ich dem abhelfe! So verwendete er seine Kenntnisse und sein Vermögen, um sein schönes Beginnen auszuführen. Aber die Menge war so verderbt, das Uebel zu groß und die Kräfte des Einzelnen zu gering, um das wohlthätige Werk zu vollenden. Es mißlang.

Da spotteten die Menschen des wohlwollenden Mannes, und sagten: Wie fein hat er sein Werk vollendet! Nun ist er selbst ein Armer geworden! Einige aber sagten: Er hat Ehre und Gewinn gesucht, und Schimpf und Schaden gefunden. So sprachen sie und rümpften die Nase über ihn. Auch verließen ihn seine Freunde. Denn es waren Tischfreunde.

Darüber ward der Menschenfreund betrübt in seinem Herzen, und beschloß, die Menschen zu verlassen, und sich in eine einsame Gegend zurückzuziehen. So bauete er sich eine Hütte und pflanzte einen Garten fern von dem Gewühl der Stadt, in einer stillen Gegend. Hier befreundete er sich mit den Pflanzen des Gebirges, und den Vögeln des Waldes. Aber noch fühlte er sich nicht glücklich. Er forschte in sich selber und sprach: Ich muß etwas neben mir haben, das treulich mich liebe und die Wahrheit und Treue mir zeige, die sich bei dem Menschen so selten findet. Dazu gab uns ja der Himmel das treueste unter den Thieren. — Er gieng und brachte einen

Hund in seine Hütte, und gab ihm einen Namen. Nun hatte er einen Begleiter und Genossen in seiner Einsamkeit.

Als er nun eines Morgens in dem nahen Gebüsch wandelte, da sprach er zu sich selbst: Lebe ich doch im Schooße der Natur — und dennoch ist eine Leere in meinem Gemüthe. Was könnte mir noch fehlen? — indem er so redete, ward er ein Vögelchen gewahr, das seine Jungen im Neste verpflegte. — O, rief er darauf, ein neuer Wink! der Mensch muß etwas haben, das er mit Sorgfalt verpflege!

So legte er sich einen Bienenstand an neben seiner Hütte.

Nun saß er Stunden und Tage lang in seiner Bienenhütte und bewunderte spähend die Emsigkeit und den Fleiß des kleinen Völkchens und entdeckte täglich neue Wunder in diesem thätigen Haushalt und Wirken, und die Bewunderung erfüllete seine Seele. Aber er schauete um sich, wem er seine Gedanken und Empfindungen mittheilen möchte. Und sein Hund blickte ihn freundlich an, aber er verstand ihn nicht. Da erhob er sich und gieng, und suchte die Wohnungen der Landleute auf, wo Bienenhütten standen. Und sie nahmen ihn gerne auf, hörten ihm zu, besuchten ihn und lernten von ihm. Denn er lehrte sie manches von der Bienenzucht, was sie bisher nicht gewußt hatten, und wenn er von den Bienen aufhörte, dann redete er von der hohen Bestimmung und dem Ziele der Menschheit. Die Landleute aber glaubten ihm das eine wie das andere und gewannen ihn lieb, und priesen ihn als ihren Wohlthäter.

So führte die Natur und Wahrheit ihn wieder zu den Menschen zurück, von welchen Künstelei und Falschheit ihn entfremdet hatten.

XXXIX. — Der Wein.

Auf der herrlichen Insel Chios lebte in alter Zeit ein edelgesinnter Mann, der aus dem Lande Asien herübergekommen war, und sich daselbst eine Wohnung erbaut hatte, nicht fern vom Gestade des Meeres. Auch hatte er hier an den sonnigten Hügeln Weinreben gepflanzt, die köstliche Frucht seines Vaterlandes. Diese wuchsen schöner, als er gedacht, und brachten den herrlichen Wein, den man Chierwein nennt, den schönsten, den Griechenland und die Inseln erzeugen.

Der Mann aber, Philon hieß sein Name, war fromm und liebte die Menschen. Deshalb dachte er bei sich selbst, wie er dem guten Wesen, das die Erde befruchtet und die Menschen ernährt, seinen Dank bringen möchte für die herrliche Gabe des Weines und den süßen Segen seiner Reben.

Da sprach er: Er hat mir Gutes erzeigt und mein Herz erfreut, ich will wiederum anderen Menschen Gutes thun und ihr Herz erfreuen. Das möchte wohl der beste Dank seyn, den ich dem Wesen, das nichts bedarf, zu bringen vermag.

So sprach er und that also, und erfreute und labte die Kranken und Traurigen ringsumher, und die Fremdlinge, die zu ihm kamen.

Und die Kranken und Traurigen priesen die Kraft des Weines, und sagten: Es ist eine Gabe Gottes! Aber höher noch priesen sie die Güte und Wohlthätigkeit des Mannes. Denn sie sprachen: Er ist ein Mann Gottes!

Eines Tages war ein Sturm auf der See, und das Meer gieng hoch und brauſete. Da schwankte in der Ferne ein Schiff, und die Schiffer zitterten und zagten vor der Gewalt des Sturmes. Philon aber stand am Gestade voll Angst und Mitleid. Denn der Sturm nahm überhand und das Schiff trieb gegen die Insel Chios. Ringsumher aber waren viele

Klippen unter dem Meer. Da trieb das Schiff gegen die Klippen und borst mitten entzwei, und ward verschlungen von den Wellen. Aber die Schiffleute retteten sich und schwammen auf Brettern, und die Wellen warfen sie an das Gestade. Nur der Schiffsherr und der Steuermann waren blutrünstig an Haupt und Gliedern, denn die Wellen hatten sie gegen die Felsen geworfen.

Da gebot Philon sie in sein Haus zu tragen und goß Wein und Oel in ihre Wunden und erquickte sie mit dem ältesten und edelsten Saft seiner Reben. Und sie begannen zu genesen und schlummerten. Denn die Kraft des Weines stärkte und erquickte sie.

Zu dem Schiffsvolk aber sprach er: Gehet auch ihr jetzt hinein in meine Wohnung, auf daß ihr erquicket werdet. Und seinen Dienern befahl er ihnen Brod und Wein zu reichen. Und es geschah also.

Darauf führte Philon die Edlern des Schiffes, reisende Schüler des weisen Pythagoras, unter die Citronen und Palmen seines Gartens, und labete sie mit seinem Weine. Und als ihr Herz erwärmet war, öffneten sich ihre Lippen und sie redeten von Gott, von der Bestimmung des Menschen und der unsterblichen Dauer der Seele, und stimmten Lobgesänge an; und ihre Seelen flossen in einander, so wie der Saft der Beeren in einander fleußt und einen köstlichen Trank bildet. So saßen sie bei den bekränzten Kelchen und der Abendstern erhob sich über ihren Häuptern.

Da erscholl plötzlich ein Getöse aus der Wohnung herüber und ein lautes Geschrei vieler Stimmen. Da sprang Philon samt den weisen Männern auf, und sie liefen hinein, und erschracken. Denn die Kraft des Weines hatte die rohe Gemüthsart des Schiffsvolkes aufgeregt zum schrecklichen Streite. Sie hatten die Wohnung des wohlthätigen Mannes und sein

Hausgeräthe zertrümmert und die friedsamen Becher des Weins in Waffen verwandelt. Die Erde troff vom Blut der Erschlagenen und Verwundeten und das Haus erscholl vom wüthigen Getöse.

Da ergrimmte Philon in seinem Geist und sprach: Ihr Frevler, ist dieses der Dank für meine Güte, womit ich euch von dem herrlichen Getränk gereicht habe, das ihr so schändlich entweihet. Wandelt zurück zu den Fluthen des Meeres, welchen ihr ähnlich seyd und die euch ausgeworfen haben! Ihr seyd nicht würdig, unter meinem Dache zu wohnen, und der köstlichen Gottesgabe zu genießen!

So sprach er, und warf sie hinaus in die finstere Nacht. Die andern aber führte er hinein und bewirthete sie köstlich, und verpflegte sie, und erhob den funkelnden Kelch und sprach: Wir wollen nicht die herrliche Gabe Gottes den frevelnden Missmuth entarteter Menschen entgelten lassen.

Auch die Sonne, die das Gewächs der Reben erzeugte und deren Glanz aus ihm hervorstrahlt, — wenn sie auf Moder scheint, brütet sie giftige Dünste aus.

So mißbrauchten auch die Menschen die himmlische Weisheit, die ihnen zum Trost und zur Freude gegeben ward, zu Jammer und Blutvergießen. Aber den Weisen und Stillen im Lande bleibt sie ein Baum des Lebens.

XL. — Die Spinne.

Ein Knabe war mit seinem Vater hinausgegangen in den Weinberg. Da fand er eine Biene in dem Netz einer Kreuzspinne. Schon öfnete diese ihr drohendes Zangengebiß, um jene zu erwürgen. Aber der Knabe befreite die Biene und zerstörte dann auch das Gewebe des Raubthiers.

Der Vater des Knaben sah es und fragte: Wie kannst du,

mein Sohn, den Witz und die Gewandtheit des Thieres so gering achten, daß du sein mühsam und künstlich Gewebe vernichtest? — Sahest du nicht, wie schön und regelmäßig die zarten Fäden geordnet waren — wie kannst du denn zugleich so mitleidig und so hart seyn?

Der Knabe antwortete: Ist nicht der Witz der Spinne boshaft, und auf Mord und Verderben gerichtet? Aber die Biene sammelt Honig und Wachs in ihre Zellen. Darum befreite ich die Biene und zerstörte das Gewebe der Spinne.

Der Vater lobte das Urtheil der unbefangenen Einfalt, die selbst den glänzenden Witz verdammt, der aus Selbstsucht entspringend auf Schaden und Verderben zielt.

Aber, fuhr der Vater fort — vielleicht hast du doch der Spinne unrecht gethan. Siehe, sie schützt unsere reifenden Trauben vor den Fliegen und Wespen mit ihrem Gewebe, das sie darüber hinspannt.

Thut sie das denn, fragte der Knabe, um jene zu schützen, oder vielmehr um den eigenen Blutdurst zu stillen?

Nun freilich, antwortete der Vater — sie mag sich wohl wenig um die Trauben selbst bekümmern.

O, sagte der Knabe, dann hat das Gute, das sie ausübt, ohne es zu wollen, auch keinen Werth. Der gute Wille ist ja nur das Gute und Schöne im Guten.

Wohl wahr! sprach darauf der Vater — der Dank dafür gebührt der Natur, die selbst das Schädliche und Feindselige zur Erhaltung des Guten und Nützlichen anzuwenden weiß.

Darauf fragte der Knabe, warum sitzet die Spinne so einsam in ihrem Gewebe, und die Bienen leben zusammen in geselligem Verein, und wirken gemeinschaftlich? So müßten die Spinnen auch ein großes gemeinsames Netz machen.

Liebes Kind, erwiederte der Vater, nur zu guten Zwecken

können sich viele befreunden. Der Bund der Bosheit und Selbstsucht trägt den Keim der Zerstörung in sich selber. Darum wollte die weise Natur nicht versuchen, was die Menschen so oft als unmöglich und verderblich erfahren.

Als sie nach Hause zurückgiengen, da sagte der Knabe: Habe ich doch heute von dem häßlichen Thier einiges gelernt.

Warum nicht? — antwortete der Vater — die Natur hat das Feindselige dem Freundlichen, das Böse dem Guten zur Seite gestellet, damit das Gute neben jenem desto schöner und heller erscheine. Und so vermag der Mensch auch von dem Bösen zu lernen.

XLI. — Der Frühling.

Ein frommer Knabe, der blühende Sohn eines Landmanns, wandelte im Beginn des Frühlings auf dem Felde umher, und sein Herz freuete sich der Herrlichkeit des neugebohrenen Jahres.

Und als er lange umhergewandelt, lagerte er sich auf einen Hügel über der Quelle eines murmelnden Bächleins, und blickte rings um sich her mit Andacht und Liebe, und war bewegt in seinem Herzen.

Da vernahm er ein leises Säuseln in dem Gebüsch zur Seite des Hügels, und es trat hervor die edle Gestalt eines Jünglings und nahete sich dem Hügel und setzte sich zur Seite des sinnenden Knaben.

Wem sinnest du nach, mein Lieber, redete er ihn an, und warum bist du so ernst in der Blüthe deines Lebens?

Der Knabe antwortete: Es ist mir so eigen im Herzen; die Herrlichkeit des kommenden Frühlings erfreuet mich wohl, aber es ist eine stille Freude voll Wehmuth und heimlicher

Ehrfurcht. Siehe, es deucht mir, als ob ich in einem Tempel wäre...

Bist du denn nicht auch in einem Tempel? sagte der Jüngling, und sein großes blaues Auge strahlte mit eignem höherem Glanze. Aber, fragte er darauf, was erfüllet denn dein Herz vor andern mit solchen Empfindungen?

Der Knabe antwortete und sprach: Das leise Wandeln der Natur und die Stille, mit welcher alle diese Herrlichkeit, wie von selber, sich bildete. Als der Schnee noch in den Schluchten lag und die Scholle noch hart war von dem nächtlichen Frost, da verkündete schon der Frühling sein Kommen. Er sandte seine Prophetin, die Lerche. Sie schwebte aus der Furche zum Himmel empor, als ob sie den schlummernden Keim singend aufriefe zum freudigen Erwachen, und dem Menschengeschlechte die ewige Ordnung der Natur verkündete. Denn schwebet sie nicht singend zwischen dem Himmel und der Erde? Man siehet es der braunen Brust der Frühlingsbotin nicht an, daß sie eine Prophetenstimme in sich verschließt, und manche verkennen es.

Das ist das Loos des Göttlichen in seiner einfachen Gestalt, sagte der Jüngling. — Aber fahre fort, mein Lieber, mir die Geschichte des Lenzes zu erzählen.

Der Knabe sprach: Nun erwachten, dem Rufe gehorchend, tausend Leben in dem Schooß der vom Frost entbundenen mütterlichen Erde. Die Winterglöckchen standen da, wie blühender Schnee, und gemeinsam, als ob sie verbündet den wiederkehrenden Sturm und Frost nicht fürchteten. An der Sonnenseite des Hügels, vom Dornengesträuch beschirmt und nur dem spähenden Auge erscheinend, blühete das einsame, duftende Veilchen; ein erfreuliches Zeichen, daß die frühe Prophetin die Wahrheit verkündet habe. Und wie durchströmte nun der Odem des Lenzes die ganze Natur und verjüngte das Antlitz der Erde! Dem Kleinsten und Zartesten ward seine Pflege

so gut wie dem Großen. Auch die verhüllete Knospe und das eingewickelte Blatt hat seine Dämmerung und Morgenröthe. — Ist es nicht eine und die nämliche Kraft, die in den Pflanzen sich zur Blume gestaltet, und in der Brust der Amsel und Lerche zum Gesange sich bildet? — So gesellte sich Blüthe zu Blüthe und Gesang zum Gesange, und bald — sagte der Knabe mit strahlenden Augen — ich zweifle nicht, bald wird die Nachtigall den Chorgesang vollenden, der die fortschreitende Entfaltung der Kräfte begleitet.

Wohl dir, mein Lieber, sagte der Jüngling, daß du die Hand der Natur auch in ihrem leisen Wirken erkennest!

Ach, erwiederte traurend der Knabe, seit der Krieg durch unsere Gefilde tobte, wandte ich mein Auge auf die wohlthätige stille Natur. Sie schien mir eine Trösterin. — Denn siehe, der Krieg hat uns unsere Lämmer geraubt.

Da sagte der Jüngling: Traure nicht um deine Lämmer! Auch vor dem Frühlinge wandelte der Sturm. Er nahm dir das Geringe, um dir das Höhere zu geben. — Die Hülle muß zerreißen, ehe der Schmetterling empor schwebt. — — Wohl dir, setzte der Jüngling nach einer Weile hinzu, daß du den Vater der Natur erkanntest, der den Frühling sendet! —

Aber ach, sage mir, — fragte der Knabe, — warum sendet er ihn so leise und unvermerkt? Und warum entstehet alle diese Herrlichkeit, als ob sie von selber sich bildete? — Deßhalb gehen die Menschen vorüber, und nehmen es nicht zu Herzen. Ja, sie zertreten Halme und Blumen, und benetzen sie mit dem Blut ihrer Brüder. — — — Wenn sie den Odem vernähmen, der oft Ende verjüngt, und sähen die Kraft, die alles gestaltet — o verzeihe mir, du freundlicher Jüngling, ich meine, dann könnte kein Krieg mehr seyn, und Liebe und Dankbarkeit würden Hand in Hand zwischen den blühenden Feldern wandeln wie Kinder vor den Augen des sichtbaren Vaters.

Der Jüngling antwortete lächelnd: Das meinest du wohl in deinem zarten Herzen. Aber, siehe, die Liebe und Dankbarkeit sind auch göttlichen Wesens. Darum keimen und entfal-

ten sie sich in dem stillen Herzen, wie der Lenz in der Natur sich entfaltet.

O, so will ich an die Natur und ihren unsichtbaren Vater mich halten, und nicht an das Wesen der Menschenwelt! rief der Knabe, und blickte gen Himmel.

Dann wirst du, sagte der Jüngling mit Ernst und Würde, in dem Vater der Natur auch bald den Vater der Menschen erkennen! — Ich scheide, fuhr er fort, Friede sey mit dir! Siehe, auch in deinem Herzen tönet die leise Prophetenstimme eines himmlischen Lenzes. Du suchtest in der Natur das Göttliche. Es begegnete dir, und es wird dir in höherem Glanz und reiner Harmonie begegnen. — Siehe, ich bin der Engel des Frühlings!

Als der Jüngling dieses gesprochen, zerfloß er vor den Augen des Knaben in einen mildern Lichtglanz. Der staunende Knabe sah ihn nicht mehr, aber in dem Wäldchen schwebte ein leises Säuseln, die Zweige zitterten, die Knospen blüheten auf, und auch die Stimme der Nachtigall ertönte zum erstenmale, und der Knabe selbst stand verwandelt da — ein kräftiger Jüngling.

XLII. — Thampris.

Zu den Schülern des göttlichen Plato gesellte sich ein junger Dichter, begabt mit schöpferischem Geist und herrlichen Anlagen. Seine Gesänge wurden gepriesen von allen, die ihn kannten, und Hellas versprach sich von ihm einen andern Sophokles und Pindarus.

Aber ihn betäubte das Lob der Menge und es blähete ihn auf, also daß er verächtlich redete von Hesiodus und Aeschylus und andern Meistern des Gesanges.

Dieses schmerzte den göttlichen Weisen und er wünschte die Seele des eiteln Jünglings zu heilen. — Ich würde mich, sprach er, um das Vaterland verdienter machen, als wenn ich ihm eine Provinz gewönne. Denn die heilige Dichtkunst ward dem Menschen gegeben, ihn über die Erde zu erheben. Aber, sie ist nicht das Eigenthum kranker Seelen.

An einem Frühlingsabend trat der junge Dichter zu Plato, als er in dem Garten des Akademus einsam wandelte. Der Jüngling redete den Weisen an und sprach: Ich habe nun beinah mein Gedicht vollendet, das Hellas entzücken und mir den ewigen Lorbeer erwerben soll!

Ich wünsche dir Glück, antwortete Plato, wenn es dir gelang.

Und wie sollte es nicht? erwiederte hastig der Jüngling.

Plato sagte darauf: Die Gabe des Gesanges, mein Lieber, kommt von den Göttern, so verleihen sie auch das Gelingen. Du aber scheinest nicht an sie — sondern nur allein an dich selber zu denken.

Der Jüngling: Ich fühle die Gottheit in mir.

Plato: Besser, du fühltest dich in der Gottheit.

Der Jüngling: Ist denn beides nicht einerlei.

Plato: Keinesweges. Jetzt redest du nur von dir, und denkst und glaubest allein an dich und deine Kraft. In dem andern Fall würdest du schweigen und singen. Menschenruhm und das Lob der Menge ist dein erstes Streben. Das Heilige, mein Theurer, sollte dem Irdischen vorgehn.

Der Jüngling: Ich verstehe dich nicht, Plato.

Plato: Ich will mit dem Vater der Sänger und Seher zu dir reden. Willst du ihn, wie ich höre, auch nicht für den Unerreichbaren gelten lassen, so ist er doch der Aeltere, und es ist die Pflicht des Jüngeren, die Alten zu hören.

Der Jüngling: Wohl! ich laß es mir gefallen, obwohl er mir nie das Muster des Höchsten werden wird. Aber rede.

Plato: Er lehret uns doch manche Weisheit in seinen alten Tagen, die du nicht verschmähen wirst. Wohlan, vernimm eine derselben.

Plato führte den Jüngling in eine duftende Laube, sie setzten sich und der Weise erzählte:

Thamyris, der liebliche Sänger Thraciens, kam zum König Eurytos von Oechalien, der ihn herrlich belohnte für seinen Gesang und ihn ehrte als einen Liebling der Musen. — Aber

das königliche Lob und der glänzende Lohn verdarben den trefflichen Sänger. Denn sich vermessend prahlte er laut, zu siegen im Liede, und sängen auch selber gegen ihn die Musen.

Die Musen, die damals noch unter den Sterblichen wandelten, begegneten ihm auf seinem Wege und ahndeten seine Vermessenheit. Sie straften ihn mit Blindheit und ach! sie nahmen ihm auch die holde Gabe des Gesanges und die Kunst der tönenden Harfe.

Wie vermochten die Götter, fragte der Jüngling, das Göttliche, das sie dem Sänger verliehen hatten, sich selbst widersprechend, in ihm zu vernichten?

Nicht sie, antwortete Plato, er selbst vernichtete es. Mit seinem Dünkel begann seine Blindheit und seine Strafe.

Aber höre, fuhr der Weise fort, was ferner die alte Sage hinzufügt. — Die Musen vernichteten das Göttliche nicht; sie ließen die Seele des Thamyris in eine Nachtigall übergehn.

Höreſt du sie dort in den Platanen? — Kenneſt du die Lieblingin der Musen? Ihre Gestalt ist die einfachste und schmucklosesteſ; sie verbirgt sich in dem dunkeln Gebüsch und läßt am liebsten in stiller Nacht ihren melodischen Gesang ertönen. Sie weiß es nicht, daß sie die Seele eines Thamyris in ihrem zarten Busen trägt.

Plato schwieg und horchte dem Gesange der Nachtigall. Der Jüngling stand auf, und verließ den göttlichen Weisen mit erbitterter Seele, und, die Lehren der Natur und Weisheit verschmähend, kehrte er niemals in die Gärten des Akademus zurück.

Aber der Name des Jünglings wird auch nicht genannt unter den hellenischen Sängern.

XLIII. — Die Linden.

Ein Landmann, ein Greis von fünfundsiebenzig Jahren, saß an einem Sommertage mit seinen Kindern und Enkeln in dem Schatten zweier Linden, die er an seinem Hochzeitstage vor der Thür seines Hauses gepflanzt hatte. Die Bäume waren hoch

und dichtbelaubt, lieblich und kühl fiel ihr vereinter Schatten auf den heitern Familienkreis, und nur zuweilen, wenn ein leises Lüftchen die Aeste und Blätter bewegte, floß das Sonnenlicht in glänzenden Kugeln auf den steinernen Tisch, und hüpfte hin und her in dem fröhlichen Kreise und auf den braunen Wangen und dem Silberhaar des muntern trefflichen Greises.

Da sah der Greis um sich her und sprach: Kinder, diese Bäume sind mir die Liebsten von allen, die jemals meine Hände gepflanzt haben. Wohl, sprach er, sehe ich mit Ehrfurcht zu der hohen Eiche hinauf, der Königin des Waldes, und mit Dankbarkeit empfange ich die Frucht des wohlthätigen Apfel- und Birnbaumes und der erfreulichen Rebe. Aber diese beide gehen mir vor allen.

Well du sie an deinem Freudentage pflanztest! sagte der jüngste Sohn des Greises, der Bräutigam war, und lächelte seine Braut an.

Ja, Kinder, sagte der Greis und blickte mit Wohlgefallen auf sein Hausmütterchen, die neben ihm saß — es giebt ihnen einen Werth mehr in meinen Augen — sie erinnern mich an fünfzig fröhliche Jahre.

Aber Vater, welche eine Menge Aepfel oder Birnen hätte man in fünfzig Jahren gewonnen, wenn es solche Bäume gewesen wären, sagte eine Tochter des Greises, die fleißige Schaffnerin seines Hauswesens, halb scherzend, halb im Ernst.

Du scherzest, mein sparsames Töchterchen, antwortete der Greis; denn du weißt so gut wie ich, daß der Mensch nicht allein von dem lebet, was zum Munde hineingehet. Er hat auch das Bedürfniß eines höheren und erbaulichen Lebens, und hiezu bedarf er wieder der Zeichen und Bilder und Tempel. — Sehet Kinder, diese Linden sind die Bäume des häuslichen Bundes! Stehen sie nicht wie zwei Priester vor unserer Heimath?

Wer wird, fuhr der Greis fort, nach dem Ertrag und Nutzen fragen? Freilich, sagte er, das weiche Holz meines Lieblingsbaumes taugt nicht einmal zum Verbrennen, viel weniger zum

Bau der Hütten oder Palläste. — Aber er gewähret mehr, er wird selbst zu einer freundlichen Wohnung und giebt Schatten und Schirm gegen die Hitze des Sommertages. — Der Greis blickte um sich her, und alle verfolgten mit vergnügten Augen die hüpfenden Lichter und die wankenden Schatten.

Er dämpfet den glühenden Strom des himmlischen Lichtes und sendet es in runden Strahlen hernieder. Wir fühlen in seinem kühligen Dunkel, wie lieblich das Licht ist. Es ist, als könnten wir es mit den Händen greifen. — Sehet, darum auch erscheinen mir diese Bäume wie Priester und Vermittler zwischen der dunklen Erde und dem Reinsten, was von oben auf uns hernieder fleußt.

So bringt uns das stille häusliche Leben dem Urborn des ewigen Lichtes näher! Wir lernen was Vater heißt, und benennen Ihn, *der Himmel und Erde erfüllt, mit dem kindlichen Worte!* — Der Greis erhob, indem er dieses sprach, sein Haupt; er blickte aufwärts in die Linde, und zur nämlichen Zeit fiel ein Lichtstrom auf sein Gesicht. Er sah aus wie verklärt.

Und wenn ein köstlicher Regen, fuhr er fort, vom Himmel die durstenden Felder erquickt, dann, nach der ersten Freude, und wenn das thauende Gewölk vorüber gezogen, träufelt es noch lange von den Blättern meines Baumes. Es ist, als ob er uns mit priesterlicher Hand gern in jedem fallenden Tropfen des Himmels Segen und Milde zeigen möchte.

Also ist auch das häusliche Leben. In seinem Schooß wohnet die lange Freude. Es vertheilet die Gaben, und stimmt die verstummende Entzückung zur heitern Dankbarkeit, und in ihm wird der Sturm jugendlicher Gefühle in eine langdauernde stille Fröhlichkeit verwandelt.

Und wenn auch ein Donnergewölk hinaufzieht, man darf unter dem Obdach des friedlichen Baumes den furchtbaren Zug des Wetters sicher beschauen. Er ziehet den Blitz nicht hernieder, wie die stolze Eiche, sondern schirmet die Wohnung vor der Gewalt des Sturmes.

Und in seinem Laube, als wäre es ein Heiligthum der Unschuld und Liebe, versammelt sich das fröhliche Leben. Hieher

flüchtet der Tauber mit seinem Täubchen und die häusliche Schwalbe mit ihren Jungen in der Hitze des Mittags; hier bauet der zutrauliche Finke und bunte Stieglitz jährlich sein Nest; hier sang am stillen Abend und frühen Morgen die Nachtigall ihr unvergleichliches Lied, und an seiner Wurzel lagert sich der treue Hund und das bunte Geflügel des Hofes. — Auch ruhet in seinem Schatten gerne der müde Pilger, und mancher Arme fand hier Erquickung.

Ach, Kinder, das fromme häusliche Leben verbirgt des Guten und Schönen so vieles. Es ist die Heimath der freundlichen Milde, der Gastfreiheit und Wohlthätigkeit.

Und welch einen lieblichen Wohlgeruch streuet jetzt des Baumes bescheidene Blüthe um sich her! Seht, um seine Krone flattern die bunt beschwingten Kinder des Sommers; und horcht! wie summt es in seinen Zweigen! An jeder Blüthe schwankt eine Biene, um Honig und Wachs für ihre Zellen zu sammeln.

So gedeihet nur in dem stillen Schooß des häuslichen Lebens der fröhliche Fleiß und der heitere stille Genuß, den keine Reue verbittert.

Unter diesen Bäumen, sagte der älteste Sohn, verflossen uns die lieblichen Tage unsere Kindheit. Hier war der Spielplatz unserer Jugend. Alle unsere Namen stehen in der Rinde des Baumes.

Ja, Kinder, sagte der Greis, in diesen Schatten erwuchset ihr zu dem ernsten höheren Leben. Die Tage der Kindheit bedürfen des sanften Schattens und gemilderten Lichtes zu ihrer Entfaltung. Hier bildete sich euer Leib zur Kraft und Gewandtheit, und eure Seele wurde bewahret in reinem kindlichen Wesen. Unbesorgt wandeltet ihr hier vor den Augen eurer Eltern; eure Namen stehen in der Rinde des Baumes, und zu den eurigen gesellten sich die Namen eurer Geliebten, zu den Kindern die Enkel.

Nur in dem friedlichen Boden des heimathlichen Lebens gedeihet der Geist der Liebe und der himmlische ruhige Sinn des Glaubens und der Hoffnung.

Der Greis blickte empor und schwieg. Darauf begann er von neuem: Wie sie jetzt noch in voller Blüthe stehn, die hohenpriesterlichen Bäume, und den Schatten auf uns hernieder senden! Noch eine kurze Zeit, dann kommt der Herbst und die Stunde des Verwelkens. — Aber auch ihr Verblühen ist schön. Erst sinket die Blüthe kreiselnd hinab, dann bleichet sich das Blatt und spielt in mancherlei Farben, und nun löset es sich leise vom Zweiglein und schwebet hernieder. — Wir häufen dann das welke Laub um den Stamm des Baumes, damit es die Wurzel gegen den Winterfrost schütze und sie nähre, und gedenken dankbar des Schattens und der Freuden, die es uns grünend gewährte.

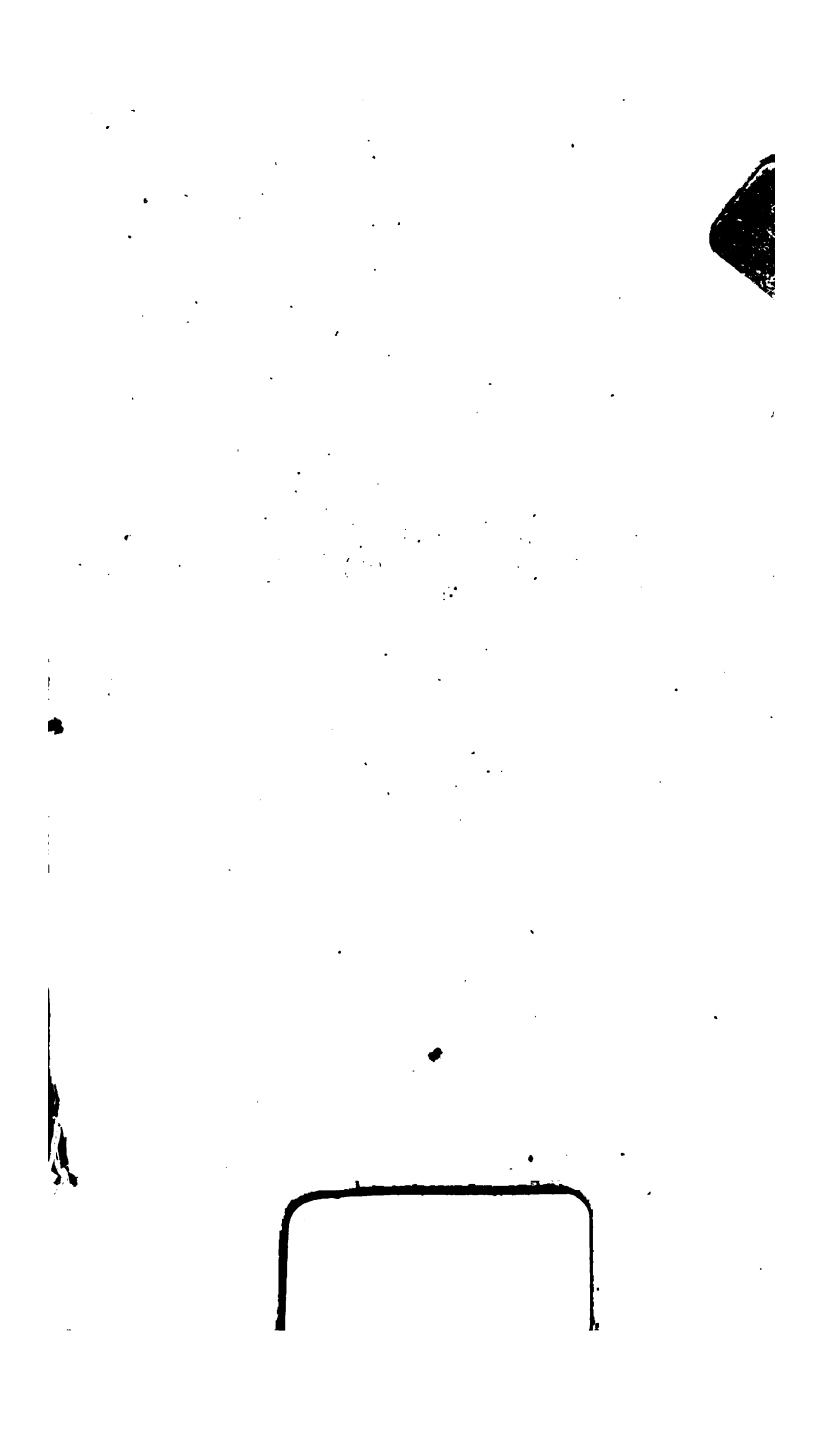
Als der Greis dieses sagte, blickten die Kinder mit Wehmuth ihn und die Mutter an, und in manchem Auge stand eine glänzende Thräne.

Da wandte der Greis sein lächelndes Angesicht im Kreise umher und sprach: Kinder, muß er denn nicht? So will es die freundliche Natur. Sie entkleidet den Baum, wenn wir seines Schattens nicht mehr bedürfen, auf daß sie unserer Wohnung den freien Zugang des Lichtstroms und der Sonnenstrahlen gewähre. Er legt ja nur sein Laub ab, um in einem andern Lenze schöner aufzublühen und höher zu wachsen. Sie welken beide zugleich und ihr Laub sinkt gemeinsam hernieder, so wie es gemeinsam den Schatten bildete.

Nicht wahr, du liebe, treue Genossin meiner Tage, keiner bleibet zurück? — Es schlummert sich ruhig und süß im wohlbestelleten Hause.

So sprach der Greis und reichte seinem Weibe freundlich die Rechte.

Da lächelte die freundliche Hausmutter den trefflichen Greis an.

Die Kinder aber verbargen ihre Thränen und das Spiel und Frohlocken der Enkel ertönte laut in dem Schatten der traulichen Linden.

NOV 22 19